

Kostenlos zum Mitnehmen

Spuren

Nr. 41

März 2021

MAGAZIN DER DÜRENER GESCHICHTSWERKSTATT E.V.

zugleich Mitteilungen aus dem

 **Stadt- und Stadtmuseum**
Düren

Ist diese Frau etwa
geisteskrank? S. 3-11

Ist ein Huguenot ein
Huguenotte? S. 12-15



Von BERND HAHNE

Neues aus der »Szene«



■ Stolpersteine-App

Seit einiger Zeit arbeitet ein Team des WDR daran, alle 13.000 in NRW verlegten Stolpersteine zur Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus auf eine zeitgemäße Art zugänglich zu machen. Entstehen soll eine innovative App, die moderne Formen des Erinnerns und Erzählens anbietet – konzipiert für die mobile Nutzung auf dem Smartphone. Und als Webseite für den heimischen PC. Mit Fotos, Audios, Videos, Texten und auch mit Augmented Reality Anwendungen werden die bewegenden Geschichten der Stolperstein-Opfer vor Ort erzählt – also dort, wo die Stolpersteine liegen und der Betrachter sich fragt: Wer war dieser Mensch, wie hat er gelebt und was ist ihm widerfahren? „Stolpersteine NRW“ soll eine völlig neue Art der inhaltlichen Auseinandersetzung mit dem Thema Nationalsozialismus bieten. Die Geschichtswerkstatt wird für die in Düren verlegten Stolpersteine die entsprechenden Informationen beitragen.

■ Mal 'ne Frage ...

Im Frühjahr 1919 hatte sich die Versorgung der Dürener Bevölkerung mit Nahrungsmitteln gegenüber den Kriegsjahren immer noch nicht gebessert. So beklagte ein Leserbrief in der Dürener Zeitung vom Montag, dem 17. März 1919, dass *der mit Säuglingen reich versorgte Bezirk Paradiesstr., Kolpingstr., Liebigstr. zum dritten Male in 8 Tagen für die Säuglinge keine Milch bekommen habe, da der Wagen hier leer anlangte*. Die Frauen müssten jetzt den Weg nach „**Klinkenbergshof**“ machen, um Milch für ihre Säuglinge zu bekommen. Weiß Jemand, was mit diesem „Klinkenbergshof“ gemeint ist und wo er lag? Antworten gerne per Mail an: info@stadtmuseumdueren.de.

■ Jahresbericht

Der neue Jahresbericht des Trägervereins Stadtmuseum Düren e.V. liegt bald wieder vor. In diesem Jahr wird der Schwerpunkt auf der digitalen Version liegen. Auf rund 50 Seiten gibt er einen umfassenden Überblick über die Aktivitäten in diesem so außergewöhnlichen Geschäftsjahr. Er wird im April als PDF zum kostenlosen Download auf unserer Homepage zur Verfügung stehen: <https://www.stadtmuseumdueren.de/downloads.html>

■ Kreisjahrbuch

Das neue Kreisjahrbuch 2021 ist im Herbst 2020 erschienen. Es widmet sich in diesem Jahr in zahlreichen Artikeln dem Thema Sport. Es ist zum Preis von 14 € im Buchhandel, beim Verlag Hahne & Schloemer und im Stadtmuseum erhältlich.

■ Museen an der Rur

Mit Wiedereröffnung zahlreicher Museen im Kreis Düren ist das Gutscheineft „Museen an der Rur“ wieder in den Häusern erhältlich. Für 10 € bietet es einer Person einmalig freien Eintritt in acht Museen aus dem Kreisgebiet. Die Museen freuen sich auf Ihren Besuch!

■ Newsletter abonnieren

Wer regelmäßig über die Aktivitäten, Veranstaltungen und sonstigen Vorhaben des Stadtmuseums informiert sein möchte, kann den monatlichen Newsletter anfordern. Dazu genügt eine Mail an

info@stadtmuseumdueren.de
mit dem Betreff „Newsletter“.

INHALT

- 2 Neues aus der »Szene«
- 3 „Gott schütze mich vor meinen Verwandten!“
- 12 Ist ein Huguenot ein Hugenotte? Eine Spurensuche
- 16 Ein Zeichen gesetzt
- 17 Von den „Goldenen Jahren“ zur „Heimatfront“
- 19 Träume – im Keller verschwunden
- 20 Stadtrundgänge und Führungen
- 21 Hinter den Kulissen weiter fleißig gearbeitet

Impressum

- **Herausgeber:** Trägerverein Stadtmuseum Düren e.V. und Dürener Geschichtswerkstatt e.V., Cyriakusstr. 33, 52355 Düren, www.geschichtswerkstatt-dueren.de
- **Redaktion:** Bernd Hahne M.A. (verantw.), Dr. Anne Krings M.A.
- **Herstellung:** Schloemer & Partner GmbH, Düren

Alle Ausgaben der „Spuren“ sind digital im Internet unter www.geschichtswerkstatt-dueren.de abrufbar.

„Gott schütze mich vor meinen Verwandten!“

Der Fall Wilhelmine Peill-Schillings

Von BERND HAHNE

Es ist hier zu berichten von einem veritablen Skandal, der in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg viele Monate lang die Öffentlichkeit beschäftigte und, neben der familiären Dimension, ein erschütterndes Licht auf den Zustand der psychiatrischen Praxis warf.

Ihren Ursprung nahm die ganze Angelegenheit im Jahre 1887. Wilhelmine Peill geb. Schillings, geboren am 13. September 1832 als Tochter des Gutsbesitzers Josef Timotheus Schillings auf dem Weyerhof in Gürzenich, lebte seit ihrer Hochzeit am 23. September 1856 mit dem am 16. Februar 1823 geborenen Hugo Peill zunächst in Gürzenich, später dann auf dessen Gut Malteserhof bei Römlinghoven, einem Ortsteil der Stadt Königswinter. Hugo Peill war das achte Kind des Tuchfabrikanten Ludwig Peill und dessen Frau Marianna Hoesch und übernahm nach dem Tod des Vaters gemeinsam mit seinem Schwager Ludwig Draemann die Firma „Peill & Co.“. Kurz nach seiner Hochzeit, am 1. Oktober 1856, stieg er jedoch aus der Firma aus, um sich fortan seinen Interessen für Kunst und Wissenschaft zu widmen.

Am 23. Mai 1869 kam in Römlinghoven ihr einziges Kind, die Tochter Karoline Josepha, zur Welt. Das Gut war mittlerweile mit einer vierstöckigen Landvilla als Hauptgebäude, mehreren Nebengebäuden und einem großzügigen Park ausgestattet. Trotzdem scheint die Tochter dort nicht glücklich gewesen zu sein, denn ihr 1887 geäußertes Ansinnen, sich mit einem wesentlich älteren evangelischen Geistlichen zu verloben, hat alle Anzeichen einer Flucht. Wohl nicht ohne Grund unterband die Mutter mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln diese Verbindung, u.a. indem sie ihre Tochter bis auf das Pflichtteil enterbte.

Neffe und Schwiegersohn

Wenige Jahre später bahnte sich in dieser Frage eine der Mutter wesentlich angenehmere Lösung an. Vielleicht hatten sie sich bei Besuchen der Peills auf dem Weyerhof in Gürzenich kennen- und auch liebgelernt, auf jeden Fall ergab sich nun die von Wilhelmine Peill begrüßte, wenn nicht sogar herbeigeführ-

te Verbindung ihrer Tochter mit ihrem Neffen Max Schillings, dem zweiten Sohn ihres Bruders Karl, geboren am 19. April 1868 in Düren. Nach ihrer Hochzeit am 1. Oktober 1892 lebte das Paar einige Jahre auf dem Malteserhof (der Sohn Erich ist dort 1893 geboren), wo sich Max Schillings sogar ein Musikzimmer einrichten konnte.

Wilhelmine Peill war mittlerweile Witwe, denn Hugo Peill war am 12. Februar 1892 gestorben. Sehr groß wird ihre Trauer nicht gewesen sein, denn sie beschrieb später einmal ihre Verbindung als eine „ungeliebte“.

Schon während seiner Gymnasialzeit hatte sich Schillings kompositorisch versucht. 1889 begann er in München, vor allem dem Vater zum Gefallen, ein Universitätsstudium der Jurisprudenz, dann Germanistik, Kunstgeschichte und Literatur, ohne darin einen Abschluss zu machen. Denn er arbeitete eigentlich schon als freischaffender Komponist, tief geprägt vom Werk Richard Wagners, dessen Uraufführung des Parsifal er als 14-jähriger an der Seite seiner Mutter in Bayreuth erlebt hatte. Im Sommer des gleichen Jahres 1882 sollte er ihm sogar persönlich begegnen. In München gehörte er bald zu den einflussreichsten Köpfen einer neuen Musikszene, zu der auch Richard Strauss zählte. Bereits 1894 kam seine erste große Oper, „Ingwelde“, in Karlsruhe zur Uraufführung. Möglich war dies alles, weil Schillings von Haus aus finanziell unabhängig war. Zunächst jedenfalls.

Am 1. Mai 1896 starb der Vater Karl Schillings auf dem Weyerhof zu Gürzenich (die

Der Malteserhof in Römlinghoven, aktuelle Ansicht (www.malteserhof.de)





Max Schillings (1905)

Mutter war bereits im Dezember 1885 verstorben) und hinterließ seinen beiden Söhnen Carl Georg und Max sowie der Tochter Viktoria zu gleichen Teilen umfangreichen Immobilienbesitz. Nicht ganz unwichtig ist, dass Max am 23. Mai dieses Jahres vor dem Amtsgericht Düren zum Vormund seiner wegen Geisteskrankheit entmündigten Schwester bestellt wurde und damit ihr Vermögen verwaltete. Schon am 4. November 1897 ließ er eine Versteigerung von Liegenschaften durchführen.

Wilhelmine Peill hatte sich nach dem Tod ihres Mannes ganz ihrer Leidenschaft für die Musik widmen können. Sie war voller Stolz und Bewunderung für das Werk ihres Neffen und Schwiegersohns; gleichwohl entspannen sich im persönlichen Bereich schon deutliche Reibereien und Misshelligkeiten, die sich später zu einem regelrechten Krieg auswachsen sollten.

Denn die Peill war, bei all ihren anerkannten intellektuellen Fähigkeiten und ihrer Liebe zur Musik, eine charakterlich „schwierige“ Person. Die zahlreichen Gutachten, die im Verlauf des weiter unten zu beschreibenden

Prozesses erstellt wurden, waren sich darin einig, dass sie – wenn auch nicht ständig – herrschsüchtig, aufbrausend, dabei oft verletzend und in ihrer Wortwahl weit über das Maß des Gebotenen hinaus beleidigend war, ein Charakterzug, der in den späteren Auseinandersetzungen eine gewichtige Rolle spielen sollte. Auf der anderen Seite konnte sie aber auch dem unvoreingenommenen Besucher folgende Einschätzung entlocken: *Ich kenne Frau Peill nicht anders als geistreiche Dame mit klarem Verstande, erstaunlichem Gedächtnisse, großem Selbstbewußtsein, eigenem Willen, stolzem Charakter und vielfach idealer Lebensauffassung.*¹

Was ihren persönlichen Lebensstil betraf, war sie eher bescheiden, ja sparsam. Trotz ihres beträchtlichen Vermögens, das auf mindestens 1,5 Millionen Mark geschätzt wurde, lebte sie ohne großen Aufwand auf dem Malteserhof, hielt keine Gesellschaften, unternahm keine großen Reisen und hatte auch kein Übermaß an Diensthofen.

Möglicherweise missfiel ihr deshalb auch die zunehmend aufwändige Lebenshaltung, die das Ehepaar Schillings betrieb und die sicher auch mit der wachsenden gesellschaftlichen Bedeutung des Komponisten und Dirigenten zusammenhing. Gleichwohl leistete sie einen jährlichen „Haushaltzuschuss“ von 6.000 Mark.

Großzügige Geschenke

Max Schillings hatte mittlerweile weitere Werke zur Uraufführung gebracht und weithin Bekanntheit erlangt. 1903 wurde ihm der Titel „Königlicher Professor“ verliehen, der später berühmte Dirigent Furtwängler wurde sein Schüler. 1908 wurde er Musikalischer Leiter des Stuttgarter Hoftheaters, der Beginn einer anderen Seite seines Schaffens, der eher bürokratischen, die ihm später mehr und mehr Unbehagen bereitete. *Trotz großer internationaler Erfolge war Schillings nicht sehr zufrieden mit seiner Tätigkeit. Differenzen und Mißstimmungen machten ihn zunehmend unzufrieden und unglücklich. Seine Empfindlichkeit und Verletzbarkeit äußerte sich in apathischem Verhalten oder in einer nicht immer gerechten und unsachlichen Aggressivität. Im Unmut getane, oft böse Äußerungen haben ihm auch in seiner Nachwirkung geschadet.*²

Am 7. August 1907 hatte Max Schillings den Drittelteil des Erbes von seinem Bruder Carl Georg für einen Kaufpreis von 250.000 Mark erworben.³ Die Mittel dazu hatte Wilhelmine Peill ihrer Tochter geschenkt. Sie konnte sich das ohne Probleme erlauben, ver-

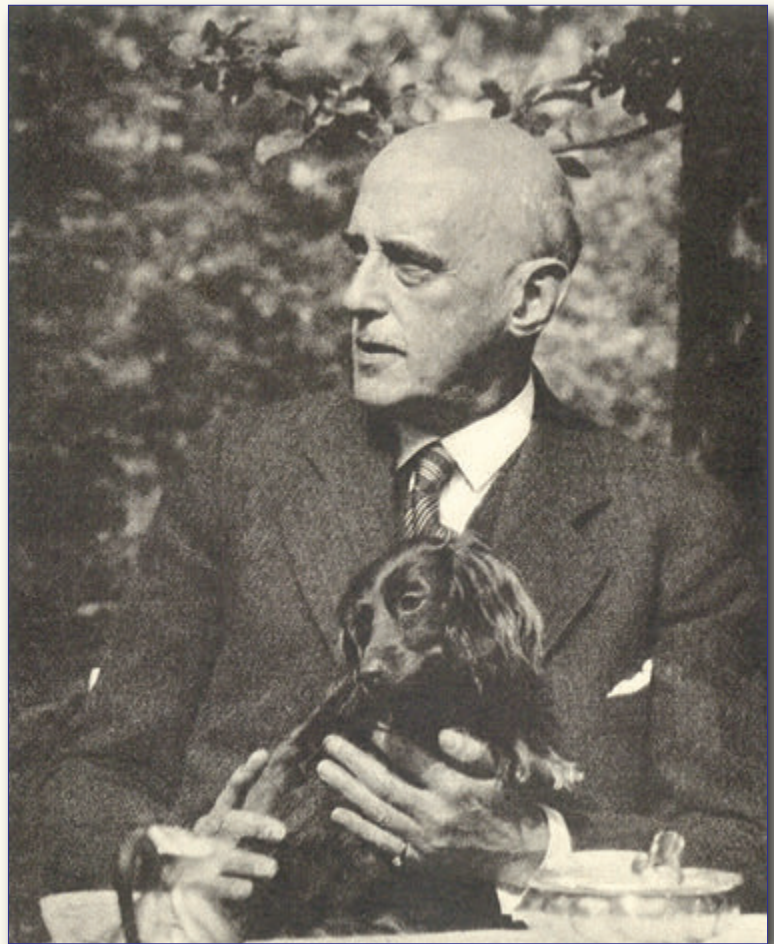
größerte sich ihr Vermögen doch allein in den sieben Jahren vom 1.7.1904 bis 30.6.1911 durch Erträge aus Wertpapieren um 280.729 Mark.

Trotz dieses großzügigen Geschenks sind die Schillings beunruhigt. Im Dezember 1910 nämlich hatte Frau Peill den mit ihr befreundeten Kommerzienrat Ursprung aus Barmen mit der Verwaltung ihres Vermögens beauftragt (und zwar über ihren Tod hinaus), nachdem ihr langjähriger Vermögensverwalter, Justizrat Wantzen aus Königswinter, sich dazu seines Alters wegen nicht mehr imstande sah. Dieser hatte ihr noch geraten, einen beträchtlichen Teil ihres Vermögens den Enkeln, dem 1893 geborenen Sohn Erich und der 1903 geborenen Tochter Erna des Ehepaars Schillings, testamentarisch zu vermachen, was auch am 14. Dezember 1910 geschah. Wantzen hatte das mit den Worten begründet: *Sie sind verpflichtet, das zu tun; denn die Vermögensverwaltung des Herrn von Schillings ist derartig, daß man nicht wissen kann, was da wird.*⁴

Schon in den Jahren vorher hatte Wilhelmine Peill ihrer langjährigen Gesellschaftsdame Elisabeth Funck aus ihrem Wertpapiervermögen einen lebenslänglichen Nießbrauch von 50.000 von ihrem Tode an vermacht; ihrem langjährigen Kutscher Voelzgen schenkte sie 4.000 Mark.

Als nun das Gerücht aufkam, Frau Peill wolle 150.000 Mark für wohltätige Zwecke stiften, *damit ihr Name in guter Erinnerung bleibe*,⁵ sahen die Schillings ihr Erbe gefährdet. Es begannen teilweise heftigste persönliche und briefliche Auseinandersetzungen, das Verhältnis der beiden Parteien ist auf das Tiefste zerrüttet. Die Peill sieht sich vor allem von ihrer Tochter geschnitten, die es trotz mehrfacher Ankündigung nicht übers Herz bringt, sie zu Weihnachten 1910 zu besuchen und sie mehrfach vergeblich auf dem eiskalten Bahnhof in Beuel auf sie warten lässt. Die Kinder wiederum halten wahrscheinlich ihr Wesen nicht mehr aus, die Vorwürfe und teilweise wüsten Beschimpfungen, wie sie sich beispielsweise in einem 12seitigen [!] Brief äußern, den Wilhelmine Peill am 31. Dezember an den Schwiegersohn richtet, den ihre Gesellschaftsdame aber nicht abschickt, sondern der Tochter, die dann an Silvester doch noch erscheint, übergibt.

Die Erregung über das einsame Weihnachtsfest war anscheinend schnell abgeklungen: Am 15. Februar 1911 fuhr Wilhelmine Peill nach Stuttgart, nicht zuletzt, um auch ihre Enkel wiederzusehen. Der unangekündigte Besuch, *über den aus guten Gründen ... größ-*



Max von Schillings im Garten seines Zehlendorfer Hauses 1931 (Raupp, n. Innentiel)

te Bestürzung geherrscht haben soll,⁶ steht von Anfang an unter keinem guten Stern, denn man lässt die (Schwieger)Mutter nicht im Schillings-Haus wohnen, sondern bringt sie im Hotel unter, wo sie immerhin bis zum 26. April verweilt.

Eskalation

Zwei Tage nach der Ankunft seiner Schwiegermutter richtet Max Schillings einen Brief an Kommerzienrat Ursprung, in dem er auf die testamentarischen Verfügungen zu sprechen kommt. Darüber informiert hat ihn wahrscheinlich die Gesellschaftsdame Funck, die von nun an als „Agentin“ der Schillings im Hause Peill zu fungieren scheint, weil auch sie mit der alten Dame zunehmend ins Zerwürfnis gerät. Dieser Brief, so Elmer, *lasse mit der Hervorhebung der vermeintlich anormalen Eigenschaften der Frau Peill schon die geplante Marschrichtung erkennen.*⁷ Der weitere Besuch verläuft allem Anschein nach ohne größere Auseinandersetzungen, die Großmutter fährt jeden Morgen vom Hotel zu ihren Enkeln, spielt mit der kleinen Erna, während Erich *rührend zärtlich gegen mich (ist) und trägt mich quasi die Treppen hinauf.*⁸ Mit den Eltern dagegen stellte sich kein rechtes Verhältnis ein: *Die Hochachtung und Herzlichkeit, wie sie zwischen nahestehenden Menschen sein soll, das rückhalt-*

lose Vertrauen fehlte doch ganz und gar, schrieb die Gesellschafterin Funck am 6. April.⁹ Dass die Peill trotz aller Animositäten die Leistung ihres Schwiegersohnes anerkannte, ja bewunderte, zeigt ein Brief vom 25. März: *Ich genoß das Glück einer wahrhaft vollendeten Aufführung der Neunten Symphonie. Max leistete das fast Übermenschliche: morgens Probe der Ersten und Neunten, abends Aufführung, psychisch und physisch eine Kolossal-Leistung. Herrlich dirigierte er, das Orchester zur höchsten Kraft anfeuernd und süß schmelzend das Adagio leitend, bis der Schlußchor die Krone auf das Riesenwerk setzte.*¹⁰

Wieder zurück auf dem Malteserhof, soll dort am 23. Mai der Geburtstag der Tochter gefeiert werden. Obwohl eingeladen, sagt Max eine Teilnahme wegen seiner *Verpflichtungen* ab. Darauf erhält er wieder einen Brief der Schwiegermutter, auf den er in einem Schreiben an Ursprung Bezug nimmt. In diesem Brief hätte es u.a. geheißen: *Meinst Du, hochfahrender Junge, ich wäre außerstande, Euch zu züchtigen? Nehmt Euch in Acht, es gibt der Strafen mancherlei.*¹¹ Schließlich habe ihm Fräulein Funck mitgeteilt, *daß Frau Peill nun endgültig entschlossen sei, ihr ganzes Vermögen durch Stiftungen und Geschenke ihrem Kinde zu entziehen.*¹²

Da sehen die Schillings jetzt endgültig höchste Gefahr im Verzug. Es werden Vorbereitungen getroffen, die alte Dame in einer Privatanstalt zu internieren und die Entmündigung einzuleiten. Gelegenheit dazu ergibt sich zwei Monate später. Am 22. Juli quittiert Elisabeth Funck nach einer erneuten heftigen Auseinandersetzung mit Wilhelmine Peill den Dienst. Die alte Dame fährt daraufhin nach Andernach, um sich durch die Dienste einer Vermittlerin eine neue Gesellschafterin zu beschaffen. Da dies nicht ad hoc geschehen kann, fährt sie für einige Tage zur Erholung ins Hotel Reuther nach Maria Laach.

Am Morgen des 25. Juli wird sie vom Ehepaar Schillings aus dem Bett geholt; sie seien gekommen, um *die Ehre der Familie zu retten.*¹³ Es gezieme sich nicht, dass die Mutter mit einem jungen Diener durch die Welt fahre, sie sei sehr krank und müsse sich in einem Sanatorium erholen. Im Frühstückszimmer erwarten sie darüberhinaus Dr. Mörchen, Oberarzt der v. Ehrenwall'schen Privat-Irrenanstalt Ahrweiler, sowie die Pflegerin Fräulein von Gohsen. Weil sie eine öffentliche Szene vermeiden will, lässt sich Wilhelmine Peill widerstandslos in einem Wagen in die genannte Anstalt überführen, deren geschlossene Abteilung sie für über ein Jahr nicht wird verlassen können.

Es war offensichtlich alles minutiös vorbereitet, um die alte Dame in der Internierung für geisteskrank erklären und daraufhin entmündigen zu lassen. Damit konnte sich Schillings ja aus, war seine Schwester Viktoria doch auch schon lange aus dem gleichen Grund entmündigt und er ihr Vormund. Um die Berechtigung einer Internierung zu überprüfen, waren nach den geltenden Bestimmungen zwei Atteste von Privatärzten oder eines des beamteten Kreisarztes nötig. Diese lagen vor in Form des unmittelbar nach der Einlieferung erstellten „Gutachtens“ des Dr. Mörchen und in Form eines kurzen Attestes des Sanitätsrats Dr. Cajetan aus Bonn: *Ich habe im Dezember 1910 Frau Peill in Römlinghofen besucht und festgestellt, daß dieselbe an circulärem Irresein leidet und durchaus unfähig ist, irgendwelche rechtliche Bestimmungen zu treffen.*¹⁴

Ein solches Attest mit einer so weitreichenden Diagnose macht einen zu Recht mehr als stutzig, zumal die Konsultation des Dr. Cajetan gerade einmal 10 Minuten gedauert haben soll. Es werden im Zusammenhang mit diesem Fall weitere, teilweise recht merkwürdig anmutende „Gutachten“ auftauchen, die die Maßnahme entweder gutheißen oder

Aktuelle Webseite der
v. Ehrenwall'schen Klinik





ablehnen. Es wurden in den folgenden Monaten bis zum April 1913 psychiatrische bzw. ärztliche Stellungnahmen, teilweise mehrfach, abgegeben von:

- Dr. Mörchen, Oberarzt der v. Ehrenwall'schen Anstalt
- Professor Dr. Aschaffenburg, Köln
- Dr. Fewson, Kreisarzt
- Dr. Stamm, prakt. Arzt, Königswinter
- Sanitätsrat Dr. Cajetan, Bonn
- Geheimrat Dr. Erlenmeyer, Besitzer einer Privatirrenanstalt in Bendorf a. Rh.
- Geheimer Medizinalrat Dr. Braun, ständiger gerichtlicher Sachverständiger in Elberfeld
- Dr. Lückerath, Oberarzt, Bonn
- Dr. Beelitz, Tannenhof
- Geheimer Sanitätsrat Prof. Dr. Peretti, Direktor der Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt Grafenberg
- Dr. C. Winkler, ord. Professor in Psychiatrie und Neurologie an der Universität Amsterdam
- Dr. C. Feltkamp, Oberarzt der Luth. Diak. Inrichtung, Amsterdam
- Geheimer Rat Dr. Binswanger, Direktor der Psychiatrischen Klinik, Professor an der Universität Jena
- Dr. Renssen, Arzt, Arnheim

Mit der Einlieferung in die Anstalt in Ahrweiler beginnen im Prinzip zwei Verfahren gegen die alte Frau Peill: Zum einen muss die Internierung gerechtfertigt werden aufgrund ihrer „Gemeingefährlichkeit“, zum anderen geht es um die Entmündigung, weil sie nicht in der Lage sei, selbständig ihre Angelegenheiten zu regeln. Zeitgleich wird ihr ein vorläufiger Vormund in Gestalt des Rechtsanwalts Fahr aus Königswinter bestellt, der in der Folge alles unternimmt, um jegliche Kommunikation der Internierten mit der Außenwelt zu unterbinden. Dazu dient auch die von Dr. Mörchen ausgeübte Brief- und Besuchskontrolle, die er nach vollständig eigenem, sog. „diskretionärem Ermessen“ ausübt, natürlich alles nur zum „Schutz“ der Internierten und um Aufregungen von ihr fernzuhalten. Nicht

zuletzt dadurch wird eine wirksame Verteidigung der Internierten lange Zeit verunmöglichlicht.

Trotzdem gelingt es einem Freundeskreis um Kommerzienrat Ursprung, die Angelegenheit nicht auf sich beruhen zu lassen. Sie versuchen auf allen möglichen juristischen und diplomatischen Wegen, die Internierte freizubekommen. Als die Familie Schillings merkt, dass sich die Angelegenheit nicht in aller Stille abwickeln lässt, kommt es zu einem Treffen der Parteien, bei dem sich auch noch einmal der wahre Zweck des Verfahrens offenbart. Am 8. August 1911 sitzen im Speisesaal des Kölner Hauptbahnhofes die Eheleute Schillings, der Vormund RA Fahr, Kommerzienrat Ursprung und die ehemalige Gesellschaftsdame Funck zu einer Unterredung zusammen, bei der die Familie Schillings sich bereiterklärt, die Internierung aufzuheben und den Antrag auf Entmündigung zurückzuziehen, wenn Frau Peill die Verwaltung ihres Vermögens abgebe und sich mit den Zinsen begnüge.

Das wird natürlich abgelehnt. Am 9. September stellt daraufhin Justizrat Schmitt, Bonn, als Vertreter der Frau Schillings den offiziellen Antrag an das Amtsgericht Königswinter auf Entmündigung der Frau Wilhelmine Peill.

In der Folge von Ursprung und Justizrat Kray, Elberfeld, als Rechtsbeistand der Frau Peill gestellte Anträge auf Entlassung des Vormunds, auf neue Gutachter, auf Verlegung in eine andere Anstalt werden alle abgelehnt. Petitionen an den Kaiser und den König von Württemberg (als Dienstherrn Schillings') werden ausweichend beschieden. Eine Beschwerde an die Bezirksregierung in Koblenz führt zum Bericht einer „Besuchskommission“, der sich weitgehend auf die von der Anstalt geführte Krankengeschichte stützt und damit *im großen und ganzen eine bürokratische leere Form*¹⁵ ist.

Da die Unterstützer sehen, dass sie auf den vorgegebenen Wegen nichts erreichen können, suchen sie die Öffentlichkeit. Am 10. Februar 1912 erscheint in der „Oberkasseler Zeitung“ unter der Überschrift „Das Schicksal einer Achtzigjährigen“ ein längerer Artikel, dessen Kernaussage lautet, *daß die Ehefrau des Generalmusikdirektors Professor Dr. Max Schillings in Stuttgart ihre 80jährige Mutter, die Millionärin Wilhelmine Peill-Schillings [...] seit dem 25. Juli unberechtigt und eigensüchtig in der Privatirrenanstalt des Sanitätsrats Dr. v. Ehrenwall in Ahrweiler eingesperrt halte. Das Motiv der Internierung [...] sei die Furcht, die als reich bekannte Frau Peill [...] könnte von ihrem Vermö-*

v. Ehrenwall'sche Klinik,
Hofansicht (www.ehrenwall.de)

Oberfasseler Zeitung

Publikationsorgan für die Bürgermeisterei Oberfassel

Ober- u. Niederdollendorf, Römlinghoven, Heisterbacherrott, Ramersdorf, Rüdighoven, Limperich, Stieldorf, Bintel u.

Erscheint wöchentlich zwei, Mittwochs u. Samstags.
Bezugspreis: monatlich 30 Pf., bei freier Zustellung ins Haus, durch die Post bezogen 1,20 RM, vierteljährlich. — Anzeigenannahme Dienstags u. Freitags bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag: Ed. Heeg,

Oberfassel (Stegkreis).

Hauptredakteur: 282, Amt Königswinter.

Für die Schließung ist der Verlag verantwortlich.



Agenturen:

Oberdollenberg H. H. Seibemann.

Stieldorf: Pet. Jos. Depenfelen.

Anzeigen-Gebühren: die gespartene Zeitzeile oder deren Raum 10 Pf. im Verbreitungsbezirk, auswärts 15 Pf., Reklamezeile 40 Pf. — Bei Wiederholungen entsprechender Rabatt. — Für Offerten-Ansätze werden 20 Pf. Gebühr berechnet.

Extra-Beilagen: 1) Illustriertes Sonntagsblatt (Stügg), 2) Landwirtschaftliche Beilage (monatlich).

Nr. 93.

Oberfassel (Stegkreis), Dienstag den 19. November

1912.

1. Blatt.

Ein sensationeller Irrenhaus-Prozess.

Im vorigen Jahre erschienen in der „Oberfasseler Zeitung“ mehrere Artikel, welche die Ueberführung der 80-jährigen Frau Wwe. Peill in die v. Ehrenwall'sche Anstalt in Ahrweiler zum Gegenstand hatten. Verfasser der Artikel war Herr Kommerzienrat Ursprung, der Generalbevollmächtigte der Frau Wwe. Peill. Kommerzienrat Ursprung brachte in den Artikeln zum Ausdruck, daß Frau Peill zu Unrecht in der Irrenanstalt untergebracht worden sei. Da alle sonstigen Bemühungen, der Frau Peill die Freiheit wiederzugeben, oder sie wenigstens in einer anderen Anstalt unterzubringen, fehlschlügen, wandte er sich an die Öffentlichkeit durch die Oberfasseler Zeitung. Wegen dieser Artikel hatten der Besitzer der v. Ehrenwall'schen Anstalt, Herr Dr. v. Ehrenwall, der Oberarzt der Anstalt, Herr Dr. Röschgen und der zum Vormund der Frau Peill bestellte Rechtsanwalt Herr Königswinter, Strafantrag gegen Kommerzienrat Ursprung und den

geglaubt, wenn die Sache in die Öffentlichkeit komme, werde sie ganz anders wie bisher behandelt werden. Als Generalbevollmächtigte der Frau Peill habe er berechnete Interessen gemahnt. Der zweite Artikel sei von ihm zwar nicht selbst verfaßt, er habe ihn aber eingesandt. Es wurde dann der Entmündigungsbeschluss des Amtsgerichts Königswinter verlesen. Es heißt darin, Frau Peill habe auf eine ganze Anzahl Zeugen, auch auf den Richter, der sie bejahte, den Eindruck einer völlig vernünftigen Dame gemacht. Der Entmündigungsbeschluss stützt sich hauptsächlich auf die Gutachten von Kreisarzt Dr. Heeg, Geheimrat Dr. v. Ehrenwall und Dr. Röschgen in Ahrweiler, sowie Dr. Lückerrath in Bonn.

Heeg sagte aus, daß damals, als Frau Peill nach Ahrweiler gebracht worden sei, die Erregung groß und die Bevölkerung über das ganze Verfahren sehr erobert gewesen sei. Auf vorheriges Betragen habe ihn auch Herr Pfarrer Heeserath in Oberdollenberg die Wichtigkeit des Sachverhalts bestätigt.

Kommerzienrat Ursprung ergänzte weiter auf verschiedene Fragen: Frau Peill sei am 1. August d. J.

Der frühere Hausarzt Frau Peill's, Dr. Stamm, erklärte, Frau Peill sei geistig nicht ganz normal gewesen. Sie sei wohl eine außerordentlich liebenswürdige und feine Dame, sie sei aber manchmal melancholisch und kleinmütig gewesen und habe Jambesauswülfungen und eine Raschheit gegen ihren Schwiegersohn gehabt. Er habe dem Ehepaar Schillings die Unterbringung in eine Heilanstalt vorgeschlagen. Seinem ersten Vorschlag, die Provinzialirrenanstalt Bonn zu wählen, habe sich Professor Schillings widersetzt, und da habe er dann die Ehrenwall'sche Anstalt vorgeschlagen.

In der Nachmittagsverhandlung wurde zunächst Generalmusikdirektor Professor Schillings als Zeuge vernommen. Schon vor seiner Vernehmung habe er gewünscht, daß Frau Peill eine sehr schwierige, leidenschaftliche, schwer zu beurteilende Natur sei. Nach dem Tode ihres Mannes sei die Stimmung der alten Frau gegen ihre Tochter und ihn zunächst umgeschlagen, sie sei friedlicher geworden. Er und seine Frau hätten alles getan, um zum dauernden Frieden mit ihr zu kommen. Im Laufe der Jahre sei es wieder schlimmer geworden, so daß ihm und seiner Frau Zweifel gekommen seien.

Oberfasseler Zeitung vom
19. November 1912 mit dem
Bericht über den Prozess gegen
Albert Ursprung wegen
Beleidigung des Vormunds
Rechtsanwalt Fahr

gen vor ihrem Lebensende große Summen für wohltätige Zwecke stiften, so daß für die erbberechtigte Familie Schillings nicht genug übrig bleibe.¹⁶ In dem Artikel werden auch gegen die v. Ehrenwall'sche Privatanstalt schwere Vorwürfe gerichtet, die bei einer monatlichen Einnahme von 800 Mark für die Internierte natürlich ein Interesse an der Festhaltung der Frau Peill habe.

Der Fall erhält so natürlich eine ganz andere Dimension. Andere Zeitungen beginnen auch darüber zu berichten, in der psychiatrischen Fachpresse wird die Diskussion um solche Internierungs- und Entmündigungsverfahren teilweise erbittert geführt.

Die Unterstützer lassen in ihren Bemühungen nicht nach. Weitere Anträge auf Entlassung des vorläufigen Vormunds RA Fahr werden gestellt, der preußische Justizminister wird eingeschaltet, der auf einer Dienstreise auch das Amtsgericht Königswinter besucht, und – langsam beginnt das Blatt sich zu wenden. Anfang Juni 1912 stellen sowohl die Staatsanwaltschaft als auch der Oberarzt Dr. Lückerrath, der anfangs die Einweisung noch befürwortet hatte, Anträge auf Entlassung von Frau Peill aus der Irrenanstalt Ahrweiler. Der Vormundschaftsrichter verweist aber seltsamerweise an den Vormund, der sich wiederum zunehmend unter Druck gesetzt sieht. Er könne der Entlassung nur zustimmen, wenn der Frau Peill ein Psychiater und eine Wärterin als ständige Begleitung mitgegeben wür-

den. Das kommentiert Wilhelmine Peill allerdings nur (gewohnt drastisch): *Ich will keine Fratze von Arzt um mich haben.*¹⁷

Es gehen auch jetzt wieder verschiedene Gutachtermeinungen hin und her. Schnell wird aber auch der Grund für die ganze Verzögerungstaktik klar: Vor einer Entlassung soll die Entmündigung stehen, wie es der wiederum hinzugezogene Privatirrenanstaltsbesitzer Erlenmeyer formuliert hatte: *Jedenfalls rate ich dringend, die Übersiedelung nach Römlinghofen nur dann vorzunehmen, wenn Frau Peill entmündigt ist. Unter keinen Umständen vorher.*¹⁸

Die Entmündigung

Am 29. Juli 1912 fällt das Amtsgericht Königswinter den Entmündigungsbeschluss, am 2. August wurde Wilhelmine Peill nach Hause entlassen. Man hatte ihr eine von dem Vormund ausgesuchte Pflegerin an die Seite gestellt, die sich aber schnell als völlig ungeeignet herausstellte. Aber nicht nur sie, auch das übrige Personal verweigerte weitgehend den Dienst mit der Begründung, nur der Vormund habe hier etwas zu sagen. Die Peill musste sogar abends in das Hotel Sophienhof im Siebengebirge fahren, um etwas zu essen zu bekommen.

Am Sonntag, dem 18. August, ruft sie gegen Mittag Kommerzienrat Ursprung an, ob er sie wohl besuchen komme. Als der auf dem Malteserhof eintrifft, hat Frau Peill schon alle Vorbereitungen für eine Abreise getroffen,



Wilhelmine Peill am 5. August 1912, drei Tage nach ihrer Freilassung, im Park des Malteserhofes (Elmer, S. 96)

terstützer, dass mehrere renommierte Psychiater sie dort besuchen und Gutachten abgeben. Auch als sie sich eines Magenleidens wegen ins Lutherse Diakonessen Ziekenhuis nach Amsterdam begeben muss, finden dort Besuche statt. Dabei kommen der Amsterdamer Psychiater Prof. Dr. Winkler und der Oberarzt des Amsterdamer Krankenhauses – wie die meisten anderen Gutachter – zu folgendem Ergebnis:

Der jetzige Geisteszustand der Frau Peill ist gesund zu nennen. Die 80jährige Frau mag etwas exzentrisch, reizbar, zur Verstimmung geneigt sein; sie zeigt diese Charaktereigentümlichkeiten dann augenblicklich weniger als je vorher in ihrem ganzen Leben. [...] Unserer Überzeugung nach war die Pflege in Ahrweiler für die 80jährige Frau Peill ein gefährliches Experiment, und hat ihr dieses auch geschadet. [...] Unserer festen Überzeugung nach

ist Frau Peill vorderhand nicht geisteskrank und scheint uns die Entmündigung aus ärztlichen Gründen nicht gerechtfertigt.²¹

Selbst der bisher immer die vorgenommenen Maßnahmen rechtfertigende Oberarzt Dr. Lückerath kommt jetzt zu dem Schluss, daß Frau Peill ihre Angelegenheiten wieder selbst besorgen kann.²² Das war am 8. April 1913.

Am 11. April 1913 hebt das Landgericht die Entmündigung auf.²³ Die Nachricht er-

Diakonissenhaus in Arnheim, Gartenansicht (Wikipedia)

die auch mit Ursprungs Hilfe nach Barmen erfolgt, wo sie sich im Hotel Vogeler einquartiert. Am anderen Morgen früh um 9 Uhr schickte Justizrat Kray sowohl an das Amtsgericht Königswinter als auch an den Vormund folgende Nachricht: *Kommerzienrat Ursprung fand gestern abend Frau Peill ohne Bedienung und Pflege auf dem Malteserhof und nahm die Hilflose des Sonntags und späten Abends wegen ohne vorherige Anfrage aus Christenpflicht mit.*¹⁹

Prompt erschien der Vormund auf dem Malteserhof, ließ die verschlossenen Privatzimmer aufbrechen und fand dort eine durch die überhastete Abreise bedingte Unordnung vor. Der hinzugezogene Dr. Lückerath konstatierte daraufhin, *wenn das so sei und die Schilderungen der Hausdame richtig sind, muß Frau Peill wieder in die Anstalt.*²⁰

Als Wilhelmine Peill davon durch einen Telefonanruf erfuhr, stand ihr Entschluss fest, sofort ins Ausland zu fliehen. Noch am Nachmittag fuhr sie mit dem Zug nach Arnheim und fand dort Aufnahme im Niederdeutsch Hervormd Diaconissenhuis.

Durch die Betreuung der dortigen Schwestern und Ärzte kam sie allmählich zur Ruhe. In den folgenden Wochen erreichen ihre Un-



Wilhelmine Peill auf dem Totenbett (Elmer, S. 240)



reicht die mittlerweile durch ihre Krankheit sehr geschwächte Frau Peill auf telegrafischem Wege in ihrem Exil in Arnheim. Wenige Stunden nach Wiedererlangung ihrer vollen Freiheit stirbt Wilhelmine Peill.

Nachspiel

Der „Fall Peill“ ist nicht der einzige seiner Art, der in der Öffentlichkeit Aufsehen erregt, aber sicher einer der prominentesten. 1894 etwa hatte es in der Anstalt Marienberg bei Aachen, betrieben vom Alexianer-Orden, einen ähnlichen Skandal gegeben. Dort hatte man nach einem Streit mit seinen kirchlichen Oberen einen geistig gesunden Priester festgesetzt und misshandelt. Die polizeilichen Ermittlungen machten publik, *in welchen Formen die Insassen von den heillos überforderten Ordensbrüdern misshandelt wurden.*²⁴

Diese Praktiken der Internierung und Entmündigung erregten vielfach Kritik, ja Empörung, zumal man oft genug eigensüchtige Motive der die Maßnahmen Fordernden unterstellte. So *galt die Gefangenschaft der Wilhelmine Peill-Schillings in der bis heute bestehenden Ehrenwall'schen Privatklinik der ersten deutschen Bewegung bekennender Psychiatrie-Kritiker als ein ideales Beispiel für ihre Behauptung, dass es im blühenden Irrenhauswesen des Deutschen Reiches nicht mit rechten Dingen zugehe.*²⁵

Einer dieser bekennenden Psychiatrie-Kritiker war der Verfasser der hier vielfach zitierten Schrift „Geld und Irrenhaus“, Paul Elmer. Er fungierte als Redakteur der bis 1920 existierenden Zeitschrift „Irrenrechts-Reform“ und war sicher mit einer Portion glühenden Eifers gesegnet.²⁶ Er schickte seine 1914 erschienene Kampfschrift an alle Reichstagsabgeordneten und erreichte damit immerhin, dass sich das Plenum in seiner Sitzung vom 17. und 18. Februar 1914 damit befasste.²⁷

Dabei bemerkte der vortragende Abgeordnete Werner (Hersfeld): *Ich muß einschalten, daß die lieben Verwandten, die veranlaßt hatten, daß die Frau ins Irrenhaus gebracht wurde, die Erklärung abgaben, daß die Entmündigung aufgehoben werden solle, wenn die Frau die Verwaltung ihres Vermögens abgebe und sich mit den Zinsen begnüge. Wäre Frau Peill wirklich irrsinnig gewesen und internierungsbedürftig, dann wäre es eine geradezu strafbare Handlung, die Dispositionsunfähige in solchem schweren Krankheitszustande zum Verzicht auf ein großes Vermögen zu zwingen. [...] Die Fälle, in denen reiche Personen in Privatirrenanstalten gesperrt und entmündigt werden, haben sich im Laufe der letzten Jahrzehnte erschreckend gemehrt und eine Rechtsunsicherheit geschaffen, die mit der durch die Verfassung gegebenen Garantie persönlicher Freiheit und Sicherheit des Staatsbürgers nicht zu vereinbaren ist. [...] Es ist die Pflicht des Deutschen Reichstags, eine gründliche gesetzgeberische Regelung des Irrenrechts herbeizuführen.*

Aber auch der Reichstag kam in dieser Sitzung nicht zu einer einheitlichen Einschätzung der Causa Peill. So zitiert der Abgeordnete Dr. Gerlach in der Reichstagsitzung aus einer *Ehrenerklärung mehrerer hervorragender Vertreter von Kunst und Wissenschaft, [...] daß das Verhalten Schillings in der Angelegenheit einwandfrei und tadellos, taktvoll und von sittlichen Beweggründen geleitet war.* Zu einer (vielleicht darauf beruhenden) Einschätzung kommt ein Biograph Schillings, der zudem einen angeblich mit dem Fall befassten Rechtsanwalt Riese zitiert, der gesagt haben sollte, *daß Schillings nicht die geringste Schuld trägt, daß er keinen Augenblick seine tiefe innere Vornehmheit verleugnet hat!*²⁸

Auch mehrere Prozesse (u.a. wegen Beleidigung), die im Zusammenhang mit dieser Affäre geführt wurden, lassen kein zweifelsfreies Urteil zu.

Es ist wohl den meisten Herren Kollegen ein Buch zugesandt worden: „Geld und Irrenhaus“, von Paul Elmer, auf Grund des Aktenmaterials mitgeteilt wird, daß eine 80 jährige Frau Wilhelmine Peill-Schillings auf Veranlassung ihrer eigenen Tochter und ihres Schwieger-sohnes ohne ihr Wissen und Wollen auf Grund eines freibürgerlichen Aktes und einer Gerichtsentscheidung in eine Privatirrenanstalt am Rhein eingeliefert und entmündigt ist. Es ist dieser Greisin, von Freunden unterstützt, gelungen, nach langer Drangsal, langer Pein aus dem Irrenhaus entlassen zu werden. Hervorragende Richter sind es, die bestätigen, daß mit dem „gefährlichen psychologischen Experiment“ der Einsperrung der 80 jährigen Frau in einer Privatirrenanstalt ein himmel-schreiendes Unrecht begangen wurde. Der Geheim Medizinalrat Dr. Braun sagt in einem Gutachten:

Frau Peill ist zur Zeit geistig gesund. Die Unterbringung der Frau Peill in eine Irrenanstalt ist nicht berechtigt; wohl aber wäre dieselbe für Gesundheit und Leben der Frau Peill äußerst gefährlich.

Dr. Nissen, ein holländischer Arzt zu Arnheim, attestiert: Ich bescheinige pflichtgemäß, daß ich Frau W. Peill vor und nach ihrem Amsterdamer Aufenthalt monatelang regelmäßig behandelt und stets geistig völlig gesund gefunden habe.

Ich muß bemerken, daß, als es der Frau gelungen war, aus dem Irrenhaus zu entkommen, sie sich im deutschen Vaterland nicht mehr wohlfühlte wegen der Drangsalierungen; sie glaubte, wieder interniert zu werden, und nahm deshalb in Holland Aufenthalt.

Der Professor Dr. Winkwanger, gewiß eine Autorität auf diesem Gebiete, gab am 22. März 1913 folgenden Bescheid:

Frau Peill ist zurzeit nicht geistesgestört, sie leidet im Sinne des § 6 B.G.B. weder an Geisteskrankheit noch an Geisteschwäche und besitzt in vollem Maße ihre Geschäftsfähigkeit.

Ich muß einschalten, daß die lieben Verwandten, die veranlaßt hatten, daß die Frau ins Irrenhaus gebracht wurde, die Erklärung abgaben, daß die Entmündigung aufgehoben werden solle, wenn die Frau die Verwaltung ihres Vermögens abgebe und sich mit den Jinsen begnüge. Wäre Frau Peill wirklich irrsinnig gewesen und inter-nierungsbedürftig, dann wäre es eine geradezu strafbare Handlung, die Dispositionsunfähige in solchem schweren Krankheitszustande zum Verzicht auf ein großes Vermögen zu zwingen. Das Sachverständigenurteil vom 24. März 1913, gezeichnet von Dr. Nissen und Geheimen Medizinalrat Dr. Braun, Königlich-gerichtsarzt, besagt:

Frau Peill ist heute von uns gemeinsam ärztlich untersucht worden. Auf Grund unseres Befundes und der Erfahrungen, welche wir durch die Beobachtungen resp. Behandlung der Frau Peill gemacht haben, bescheinigen wir folgendes:

Frau Peill ist 80 Jahre alt. Sie hat in den letzten Jahren schwere Kränkungen, Enttäuschungen und Ausregungen durchgemacht. Besonders ist sie durch das sich schon viele Monate hin-schleppende Verfahren der Aufhebung ihrer, nach ihrer Überzeugung gänzlich ungerechtfertigten Ent-mündigung körperlich in hohem Grade herunter-gekommen, ebenso hat auf ihren Gesundheits-zustand der erzwungene Aufenthalt im Auslande schädlich eingewirkt, da sie nicht wagt, in ihre Heimat zurückzukehren, weil sie wohl nicht ganz ohne Grund befürchtet, sofort in eine Irrenanstalt gebracht zu werden, sobald sie sich in ihrer Heimat zeigt.

Infolge dieser ungünstigen Verhältnisse sind trotz besser Pflege die Körperkräfte der Frau Peill mehr und mehr geschwunden. Vor zwei Wochen hat sie eine schwere Ohnmacht gehabt, von der sie sich immer noch nicht völlig erholt hat.

Auf Grund dieser Tatsachen geben wir unser Urteil dahin ab, daß Frau Peill zurzeit außer-stande ist, ohne gegenwärtige und große Gefahr für Leben und Gesundheit nach Königswinter zu reisen und im Termine vor Gericht zu erscheinen.

Diese Gutachten von ärztlichen Autoritäten auf dem Gebiet des Irrenwesens dürften doch ein Beweis sein, daß man bei der Internierung von Menschen in Irren-anstalten viel vorsichtiger und umsichtiger sein müßte. Privatirrenanstalten sollten verboten werden oder aber, wenn man sie bestehen lassen will, dann soll man eine strenge Aufsicht und häufige staatliche Kontrolle über diese üben. Was sich alles hinter den Mauern dieser Irren-anstalten abspielt, davon wissen die meisten Menschen nichts und können nichts erfahren, weil selten etwas herausbringt aus diesen Anstalten. In Privatirren-anstalten werden nur reiche Leute gebracht. Die Frau Peill mußte für ihren Aufenthalt pro Monat 800 Mark entrichten, und es gibt andere in Berlin befindliche Privat-irrenanstalten, in denen noch höhere Beträge zu entrichten sind. Die Fälle, in denen reiche Personen in Privat-irrenanstalten gesperrt und entmündigt werden, haben sich im Laufe der letzten Jahrzehnte erschreckend gemehrt und eine Rechtsunsicherheit geschaffen, die mit der durch die Verfassung gegebenen Garantie persönlicher Freiheit und Sicherheit des Staatsbürgers nicht zu vereinbaren ist.

Wie es die Pflicht der Gesetzgebung ist, es zu ver-hüten, daß geistig gesunde Menschen nicht in eine Irren-anstalt kommen, so muß auf der anderen Seite dafür gesorgt werden, daß wirklich Geisteskranke interniert werden. Die beiden Fälle, die sich neuerlich in Bremen und in Württemberg zugetragen haben, enthalten eine ernste Mahnung, daß endlich etwas auf dem Gebiet des Irren-wesens geschehen muß; denn der friedfertige, ruhig seines Weges ziehende Bürger hat doch wahrhaftig Grund, zu verlangen, daß er nicht massakriert wird, wie es dort vorgekommen ist. In Preußen hat bisher die Ortspolizei-behörde die Fürsorge für die Irren zu treffen, und die Gemeinde muß, wenn der Irre nichts hat, für die Kosten aufkommen. Daß sich die Gemeinden solange wie mög-lich drücken, jemanden einer Irrenanstalt zuzuführen, ist selbstverständlich, da sie eventuell für die Kosten auf-zukommen haben. Es ist die Pflicht des Deutschen Reichs-tags eine gründliche gesetzgeberische Regelung des Irren-rechts herbeizuführen.

(Bravo! rechts und im Zentrum.)

Protokoll der Reichstagsitzung vom 17. Februar 1914 (Auszug)

- 1 Aussage des Pfarrers Herkenrath im Entmündigungsverfahren, in: Paul Elmer, Geld und Irrenhaus, Berlin 1914, S. 139.
- 2 Franz Joseph Hall/Monika Rothmaier-Szudy/Manfired Schnabel, Max von Schillings. Beiträge zu einer Biographie, Düren 1996, S. 20.
- 3 Am 18. April 1918 wiederum verkaufte Max von Schillings (zu-sammen mit seiner geistesschwachen Schwester, deren Vor-mund er ja war), den Weyerhof für 1.050.000 Mark an den Rittmeister Emmo von Bennigsen, vgl. Josef Geuenich/Karl Strahn, Gedenkschrift. Prof. Dr. phil. h. c. Max von Schillings, Komponist und Dirigent. Zum 100. Geburtstag 19.4.1968, Düren 1968, S. 49.
- 4 Elmer, S. 155.
- 5 Elmer, S. 17.
- 6 Elmer, S. 25.
- 7 Elmer, S. 25. Da der Brief die Bezeichnung „Vertraulich“ trage, halte er sich nicht für berechtigt, ihn wörtlich wiederzugeben.
- 8 Brief an Ursprung v. 22.02.1911, Elmer, S. 15.
- 9 Elmer, S. 14.
- 10 Brief an Ursprung v. 25.03.1911, Elmer, S. 13.
- 11 Elmer, S. 27.
- 12 Ebd.
- 13 Elmer, S. 61, auch für das Folgende.
- 14 Elmer, S. 65.
- 15 Elmer, S. 192.
- 16 Zit. nach: Elmer, S. 7. Ein Original des Artikels konnte leider nicht ermittelt werden. Wegen dieses Artikels stellten v. Ehren-wall und Dr. Mörchen Strafanzeige wegen Beleidigung gegen Ursprung und den Redakteur Heeg, die sie aber später wieder zurückzogen. Da RA Fahr, der Vormund, ebenfalls Strafanzeige gestellt hatte, fand im November 1912 dieserhalb ein Prozess statt, über den die „Oberkasseler Zeitung“ am 19.11.1912 wie-derum ausführlich berichtete.
- 17 Elmer, S. 195.
- 18 Elmer, S. 197.
- 19 Elmer, S. 204.
- 20 Elmer, S. 205. Die „Hausdame“ hatte ja, wie gesagt, der Vor-mund ausgesucht.
- 21 Elmer, S. 230.
- 22 Elmer, S. 241.
- 23 Ebd. Damit ist leider, wie Elmer schreibt, der unrichtige Entmün-digungsbeschluß des Amtsgerichts vom 29. Juli 1912 noch nicht völlig korrigiert worden. Die Aufhebung der Entmündigung war nur eine sogenannte Wiederaufhebung, so daß Frau Peill für die Zeit vom 29. Juli 1912 bis zum 11. April 1913 noch tatsächlich als entmündigt zu gelten hatte. Nur durch ein von Justizrat Kray pa-rallel angestregtes Verfahren konnte erreicht werden, dass auch das Amtsgericht Königswinter am gleichen Tag die Ent-mündigung aufhob.
- 24 Martin Rath, Umstrittene Unterbringung in psychiatrischen Einrichtungen: Königlich-preussische Irrenhaus-Kritiker, in: Legal Tribune Online, 04.09.2020.
- 25 Ebd.
- 26 Seine Schrift ist im Übrigen äußerst schwer zu lesen, weil er den Fall völlig unsystematisch aufarbeitet, Bezüge nicht herstellt und oft nicht erkennbar ist, was er selbst schreibt oder was er zitiert.
- 27 Vgl. Verhandlungen des Reichstages, Bd. 293, 1914, 216. Sit-zung v. Dienstag, dem 17. Februar 1914
- 28 Wilhelm Raupp, Max von Schillings. Der Kampf eines deut-schen Künstlers, Hamburg 1935, S. 138. Der zitierte Rechtsan-walt behauptete auch, dass Frau Peill in Holland auf Ursprung geradezu gefangengehalten wurde.

Von PETER GASPER

Ist ein Huguenot ein Huguenotte? Eine Spurensuche

Als wir im Stadtmuseum recherchierten, ob sich in Düren im 16./17. Jahrhundert geflüchtete Hugenotten aus Frankreich niedergelassen haben, stießen wir auf die Familie Hugenott. Es handelt sich um den Mädchennamen von Max Brauweilers Frau Katharina, dessen Wirtschaft in der Wirtelstraße die älteren Dürener noch gut in Erinnerung haben werden. Waren ihre Vorfahren vielleicht aus Frankreich geflüchtete Hugenotten?

Als „Hugenotten“ wurden französische Protestanten bezeichnet, die sich an der Lehre Calvins orientierten, in Abgrenzung zu lutheranischen Protestanten. Der Begriff „Hugenotten“ ist ab ca. 1560 die gebräuchliche Bezeichnung für diese Personengruppe.

Flucht aus Frankreich

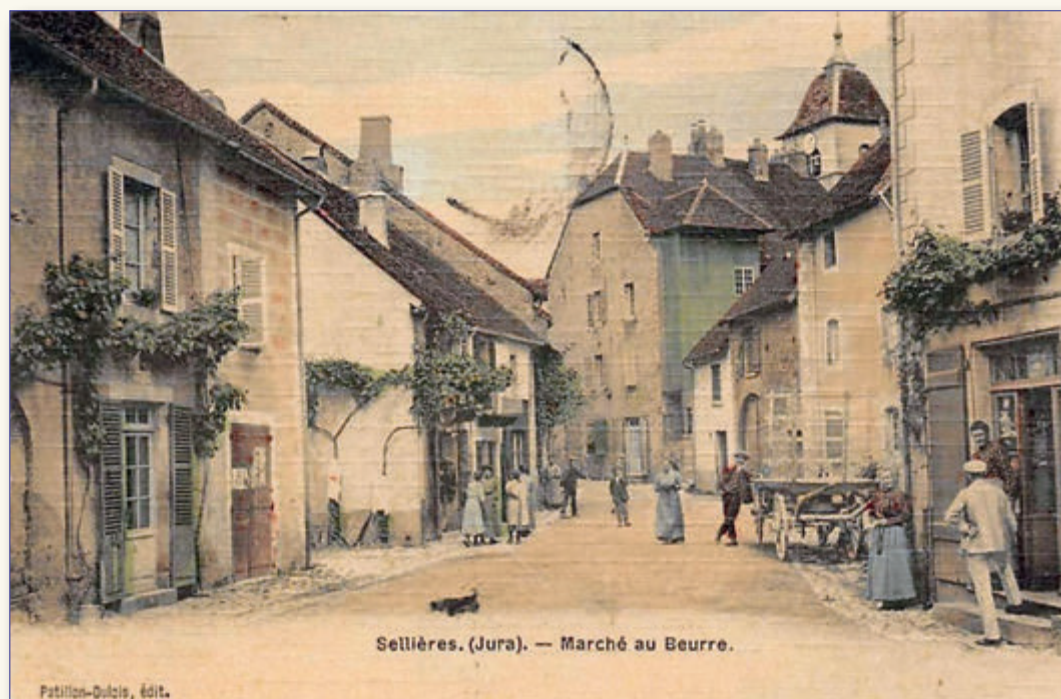
Die Hugenotten als religiöse Minderheit waren in ihrer französischen Heimat, die überwiegend katholisch war, jahrzehntelangen Drangsalen und Verfolgungen ausgesetzt. Ihre Gottesdienste konnten sie nur im Geheimen ausüben. Bereits unter Franz I. (1515-1547) wurden protestantische Sympathisanten verhaftet und sogar auf den Scheiterhaufen gebracht. Auch sein Nachfolger Heinrich II. (1547-1559) ließ die Befürworter der Reformation als Ketzer verfolgen. Die Verfolgung der Hugenotten breitete sich bald im gesamten Land aus und erreichte ihre Höhepunkte

im Blutbad von Wassy im März 1562 und in der Bartholomäusnacht im August 1572. Viele Protestanten flüchteten vor den brutalen Übergriffen durch die katholische Mehrheit. Sie verließen ihre Heimat und flüchteten aus dem Norden Frankreichs vor allem in die benachbarten Niederlande, auf dem Seeweg nach England und aus dem Süden Frankreichs vor allem in die Schweiz. Über den Fluchtweg „Niederlande“ landeten schließlich einige von ihnen im Herzogtum Jülich, zu dem auch Düren gehörte, wo sie Asyl fanden. Die Herzöge von Jülich, Johannes III. und Wilhelm V., standen einer erasmisch orientierten Religionspolitik positiv gegenüber.

Heinrich IV. beendete schließlich 1598 mit dem Edikt von Nantes den Glaubenskrieg. Den Protestanten wurden nunmehr Glaubensfreiheit und das Recht auf Religionsausübung zugesichert.

Nur knapp hundert Jahre dauerte der Religionsfriede. König Ludwig XIV. von Frankreich erließ im Oktober 1685 das Edikt von Fontainebleau, das das Edikt von Nantes widerrief und faktisch die Ausübung des protestantischen Glaubens in Frankreich untersagte. Die französischen Protestanten hatten keine Rechte mehr. Dies verursachte eine zweite Fluchtwelle. Etwa 200.000 Protestanten verließen das Land. Aber die Flucht bzw. das Verlassen des Landes war im Edikt von Fontaine-

Sellières – Heimat des Anathoile Huguenot, ca. 1940



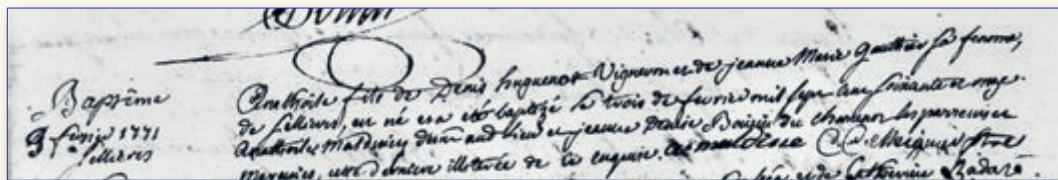
Sellières. (Jura). — Marché au Beurre.

bleau ausdrücklich verboten, so dass die Flüchtenden auch als Gesetzesbrecher gnadenlos verfolgt wurden. Nur die reformierten Prediger sollten innerhalb von 15 Tagen aus Frankreich abziehen, wenn sie nicht vorher katholisch wurden.

Der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg beispielsweise, selbst ein überzeugter Calvinist, betrieb dagegen eine tolerante Religionspolitik. Seine Aufnahme von etwa 20.000 verfolgten Hugenotten im Edikt von Potsdam 1685 sorgte für einen wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung Brandenburg-Preußens.

Die Spur führt ins französische Jura¹

Woher stammen denn nun die Vorfahren von Katharina Brauweiler? Die männliche Linie lässt sich zurückverfolgen, bis man auf Anathoile Huguenot trifft. Er wurde am 09.02.1771 als Sohn von Denis Huguenot und Anne Cherassu in Sellières geboren,²



Taufregistereintrag von Anathoile Huguenot
Quelle: Archives départementales du Jura

einem heute noch existierenden Dörflein von gerade einmal knapp 800 Einwohnern. Es ist zu finden im Departement Jura, etwa mittig zwischen Lons-le-Saunier und Dole gelegen. Ackerbau, Weinbau, Obstbau, Imkerei, die Zucht von Hausrindern und die Herstellung des berühmten Comté-Käses waren schon im Mittelalter die Haupterwerbsquellen der Selliérois, wie die Bewohner sich selbst nennen.

Als Berufsbezeichnung finden wir bei Anathoile Huguenot „Zeugmeister“, „Tageelöhner“ und „Viehhirt“. Die beiden letzten Bezeichnungen lassen für ihn einen eher niedrigen „Stand“ annehmen. Wir vermuten, dass er ca. 1784/86 in unsere Gegend kam. Warum verließ er seine Heimat Burgund und wanderte bis in unsere Gegend? Diese Frage lässt sich nur spekulativ beantworten: Die Bewohner von Sellières konnten auf den Feldern und in den Weinbergen nur mühsam ihren Lebensunterhalt verdienen. Sie führten ein hartes und karges Dasein. Die Väter und männlichen Familienmitglieder waren oft wochenlang von zu Hause fort, um auf den fast unwegsamen Hängen des Jura, sowohl auf burgundischer als auch auf Schweizer Seite, den Lebensunterhalt zu verdienen.

Am 08.09.1795 heiratete Anathoile in der katholischen (!) Kirche St. Mariä Himmelfahrt in Mariaweiler Anna Clara Horst. Diese Tatsa-

che und das Fehlen eines üblicherweise entsprechenden Eintrages in der Heiratsurkunde macht uns sicher, dass Anathoile Huguenot kein Hugenotte war.

Aus dem französischen „Huguenot“ wurde ein deutsches „Hugenot“. Schumacher³ macht daraus gar „Hugenotte“.

Namensherkunft

Beschäftigen wir uns notwendigerweise mit der Etymologie des Wortes „Hugenotte“. In den Quellen findet man unterschiedliche Interpretationen. Um die Bedeutung des Wortes „Hugenotte“ zu erklären, gibt es zwei Ansätze, einen historischen und einen sprachlichen. Wir wollen uns dem sprachlichen anschließen, da er uns für den vorliegenden Fall am sinnvollsten erscheint.

Wie bereits berichtet, befindet sich Sellières im französischen Jura. Ein Teil des Juras liegt sowohl in Frankreich als auch in der Schweiz. Sellières befindet sich ca. 60 km

Luftlinie von der Schweizer Grenze entfernt. Seit den Burgunderkriegen 1474-1477 zwischen dem Herzogtum Burgund auf der einen Seite und der Schweizer Eidgenossenschaft auf der anderen Seite war das Verhältnis auf beiden Seiten nicht das beste. Es bildete sich das französische Wort „eygenot“ für „Eidgenosse“ heraus. Es hatte allerdings eine eher negative Färbung und wurde gerne für Grenzgänger benutzt. Hier sehen wir den Ursprung des Familiennamens „Huguenot“. Nach dem sprachlichen Ansatz ist der Name vom schweizerischen „Eidgenosse“ entlehnt, wobei die französische Form eine Verballhornung davon ist, verkürzt zu „eigenot“ und dann umgewandelt und erweitert zu „huguenot“.⁴ Wir wissen, dass viele Familiennamen aus Berufen und Orts- oder auch Flurnamen oder Beinamen, die gewisse Eigenschaften charakterisierten, entstanden sind. Die unterschiedlichen Schreibweisen eines Vor-, aber auch Nachnamens sind in der Zeit bis ins 19. Jahrhundert hinein nicht ungewöhnlich. Vielfach wurde nach Gehör geschrieben, weil viele Leute weder schreiben noch lesen konnten. Auch der Dialekt spielte hierbei eine große Rolle.

Das Geheimnis des zweiten „t“

Wie kommt denn nun das zweite „t“ an den Mädchennamen von Max Brauweilers

Wohnhäuschen der
Familie Huguenot
Foto: Atelier Ophoven



Ehefrau Katharina? Rosi Plücken, die Ahnenforscherin im Stadtmuseum, äußert sich dazu wie folgt: „Ab dem 01.01.1876 wurde es im gesamten Deutschen Reich Pflicht, dass die Personenstandsregister (vormals Zivilstandsregister genannt) von Standesbeamten zu führen sind. Im Linksrheinischen gibt es – dank der französischen Besatzung – Zivilstandsregister bereits ab 1798.

Die Standesbeamten waren aufgefordert, möglichst gleichlautend zu schreiben. Manche Standesbeamten taten sich allerdings schwer damit, so dass es dennoch immer wieder zu Abweichungen kam.

Vor allen Dingen ist oftmals zu sehen, dass der vom Standesbeamten eingetragene Nachname nicht mit der Unterschrift der in der Urkunde genannten Person übereinstimmt. Es ist also nicht ganz genau zu bestimmen, seit wann der Name mit zwei t geschrieben wurde.

Vor allen Dingen liegt das auch daran, dass Anathoile Huguenot etliche Nachkommen hinterlassen hat mit den unterschiedlichsten Schreibweisen des Nachnamens.

Bei den Vorfahren von Katherina Huguenott findet man diese Schreibweise zumindest bereits bei ihrem Vater, Werner Huguenott, während bei der Heirat ihrer Großeltern Heinrich *Huguenott* / *Huguenot* mit Helena Schmitz am 13.09.1869 in Mariaweiler (Standesamt Merken) der Standesbeamte noch *Huguenot* in

die Urkunde eingetragen hat, obwohl der Bräutigam die Urkunde bereits mit *Huguenott* unterschrieben hat.“

Wir sehen an diesem Beispiel, wie investigativ und spannend Ahnenforschung sein kann, aber auch, wie sich Nachnamen immer wieder veränderten, ohne dass wir einen Grund dafür erkennen können.

Vom Huguenot zum Huguenotten

Der Glaube der französischen Protestanten war calvinistisch geprägt. Obwohl 1509 in Noyon, Picardie, geboren, war das Zentrum von Calvins Wirken das schweizerische Genf. Calvin war als Reformator der zweiten Generation theologisch von Luther, Melanchthon, Zwingli und Bucer beeinflusst. Jedoch setzte er auch deutlich eigene Akzente. Von Genf aus fand der Calvinismus über Frankreich in den Niederlanden und England Verbreitung.

Der Schimpfname für die Eidgenossen, die als Grenzgänger von der Schweizer Jura in den französischen Teil wechselten oder auch umgekehrt, wurde auf die Calvinisten übertragen und zeigt damit Verbindungen zu Genf auf. Er hat sich schließlich als Bezeichnung für diese Glaubensrichtung durchgesetzt. Die Huguenotten haben sich übrigens persönlich nicht als solche bezeichnet,⁵ weil sie es vermutlich selbst als Schimpfwort empfunden haben.

Erstmals taucht die Bezeichnung als Schimpfwort 1551 in einer Handschrift aus



1893 wurde ein Teil des Franzosenstegs infolge treibender Eisschollen fortgerissen
Quelle: Heimatblätter, Beilage zur Dürener Zeitung 03/1936

Périgueux auf. Damals bezeichnete man reformierte Bilderstürmer als „böse Hugenottenrasse“.

Ebenfalls als Schimpfname ist die Bezeichnung „Hugenotte“ 1560 im Gebiet um Tours an der Loire den Protestanten beigelegt worden.⁶

Die Hugenotten bekamen jedoch im Laufe der Jahrzehnte einen guten Ruf. Sie waren tüchtige Kaufleute, versierte Handwerker und nahmen entscheidende Stellungen in den Verwaltungen ein. Mit der Zeit verlor die Bezeichnung ihren negativen Klang und wurde zu einem eher ehrenvollen Begriff. Das mag der Grund dafür sein, dass alte reformierte Dürener Familien sich selbst gerne als „Hugenotten“ bezeichneten, obwohl sie ihrer Herkunft nach keine waren.⁷

Athanasius und der Franzosensteg

In den Heimatblättern, seinerzeit eine Beilage der Dürener Zeitung, findet sich in der Ausgabe vom 06.02.1936 ein Beitrag von Jacob Schumacher über den „Franzosensteg

zwischen Birkesdorf und Hoven“.⁸ Diese Brücke führte über die Rur und befand sich ca. 175 m oberhalb der heutigen Brücke.⁹ Die Brücke wurde, wie Schumacher berichtet, von Athanasius (=Anathoile) im Jahre 1790 erbaut. Es war allerdings keine Brücke wie man sie sich heute vorstellt, sondern eher ein hölzerner Laufsteg von nur einem Meter Breite. Auf der Birkesdorfer Seite befand sich das Wohnhaus der Familie Hugenot. Es war nicht besonders groß und bestand aus einem Wohn- und einem Schlafraum. Der Wohnraum diente gleichzeitig als Küche. Über dem Eingang befand sich ein Schild: „Der Übergang der Brücke ist gleich zu bezahlen.“ Für 2 Pfennige ersparten sich die Arbeiter, die von Hoven nach Birkesdorf oder Düren zur Arbeit gingen, eine Stunde Wegs. Es soll sogar Sonderpreise für diejenigen, welche regelmäßig den Steg benutzten, gegeben haben. Andere sparten sich die Gebühr und waten, insbesondere in den Sommermonaten, in denen die Rur Niedrigwasser führte, durch das Wasser. 1876 übernahm Wilhelm Holzkamp, der die Urenkelin des Athanasius geheiratet hatte, die Brücke und betrieb sie bis 1900.



- 1 Die Genealogie der Familie wurde von Rosi Plücken ermittelt; herzlichen Dank dafür.
- 2 <http://archives39.fr/ark:/36595/ao11423563371LU6eWO/02bd478381> (abgerufen am 19.06.2020)
- 3 Schumacher, Jacob, Der Franzosensteg zwischen Birkesdorf und Hoven, in: Heimatblätter v. 06.02.1936
- 4 Gresch widerspricht dieser Auslegung, allerdings ohne seinen Widerspruch zu begründen. Vgl. Gresch, Eberhard, Die Hugenotten: Geschichte, Glaube und Wirkung, Leipzig 2009, S. 27
- 5 www.onomastik.com/magazin/hugenotten-und-ihrenamen.php (abgerufen am 19.06.2020)
- 6 Gresch, Eberhard, a.a.O., S. 27
- 7 Geuenich, Josef, Die Zuwanderung neuer Bürger nach Düren in der Zeit von 1607 - 1800, Teil 4, in: Dürener Geschichtsblätter, März 1958, S. 274
- 8 Schumacher, Jacob, a.a.O.
- 9 Für die Ermittlung des Standortes danke ich Herbert Reiter.

Lage des Franzosenstegs

Ein Zeichen gesetzt

Geschichtskurs der Heinrich-Böll-Gesamtschule lässt Haltestelle umbenennen

Gedenken ist manchmal eine schwierige Sache, wenn wir uns nur die Diskussion um die Umgestaltung des Parkplatzes Schützenstraße in einen „Platz an der Synagoge“ vor Augen halten. Manchmal aber lässt sich auch mit relativ einfachen Mitteln ein Moment des Innehaltens, des Nachdenkens erzeugen.

Als die Schüler*innen des 13. Jahrgangs der Heinrich-Böll-Gesamtschule im vergangenen Jahr mit ihrem Geschichtskurs an einer Führung über den Jüdischen Friedhof an der Binsfelder Straße teilnahmen, gewannen sie einen sehr anschaulichen und persönlichen Einblick in ein wesentliches Stück Dürener Geschichte. Der Friedhof existiert dort seit 1888, die letzte Beerdigung hat 2000 stattgefunden – viele Mitglieder der einst blühenden Dürener Jüdischen Gemeinde haben hier ihre letzte, ewige Ruhestätte gefunden.

In der anschließenden Nachbereitung dieses Besuchs kristallisierte sich bei den Schüler*innen schnell der Wunsch heraus, diesen Bestandteil der Dürener Vergangenheit nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Dabei waren sie sich ihrer eigenen Verantwortung dafür bewusst, kann es doch nicht Sache der professionellen Historiker allein sein, das kollektive Gedächtnis zu pflegen, sondern es muss in allen Schichten der Bevölkerung verankert sein.

Daraus erwuchs die Idee, durch die Umbenennung der Bushaltestelle unmittelbar vor dem (ehemaligen) Eingang des Friedhofs von „Binsfelderstraße“ in „Jüdischer Friedhof“ ein kleines, aber deutlich sichtbares Zeichen des Gedenkens zu setzen. Ist dieser Ort doch einer der wenigen in Düren, an dem sich Dürener jüdische Geschichte noch unmittelbar erfahren lässt. Nahezu alle anderen sind von den Nationalsozialisten oder durch den von ihnen angezettelten Krieg vernichtet worden.

Aber nicht nur die materiellen Orte jüdischen Lebens in Düren wurden aus dem Stadtbild ausradiert. Auch die mit ihnen verbundenen Menschen, einst selbstverständlicher Teil der Dürener Stadtgesellschaft, wurden regelrecht „ausradiert“. Dass damit nicht auch die Erinnerung an sie verschwindet, dafür soll dieses kleine Schild sorgen.

Die Schüler*innen haben sich sehr gefreut, dass dieser Antrag vom Kreis Düren und der Rurtalbahn so schnell umgesetzt wurde.

Die ehemalige Bushaltestelle „Binsfelder Straße“ heißt jetzt „Jüdischer Friedhof“
Foto: Mascha Korfhage



Von den „Goldenen Jahren“ zur „Heimatfront“

Von BERND HAHNE

Ein Werkstattbericht

Im Februar 2014 konnten wir der Öffentlichkeit unseren ersten Band zur Stadtgeschichte „Dürens Goldene Jahre 1871–1914“ vorstellen.¹ Zwei Monate später eröffneten wir die IV. Abteilung unserer Ausstellung zur Stadtgeschichte über die Zeit des Ersten Weltkriegs und seine Auswirkungen auf Düren.

Das war zunächst eine eher bescheidene Sache, zumal wir feststellen mussten, dass über diese Zeit in der bisherigen Lokalgeschichtsschreibung so gut wie keine Zeile geschrieben worden war. Für eine Fortführung unserer Stadtgeschichte musste also ganz von vorne angefangen werden.

Es ist ein großes Glück, dass im Dürener Stadt- und Kreisarchiv ein nahezu kompletter Bestand der Dürener Lokalzeitungen überliefert ist. Ein noch größeres Glück ist jedoch, dass davon größere Teile – damals noch über die Bonner Universitätsbibliothek – digitalisiert vorlagen, auch die uns interessierenden Jahrgänge 1913 bis 1919 der Dürener Zeitung. So war es möglich, diese Quelle auch außerhalb der Öffnungszeiten des Stadtarchivs intensiv auszuwerten. Dies geschah in den folgenden drei Jahren in Form von umfangreichen Dateien mit Textauszügen, die nach inhaltlichen Kriterien geordnet waren und so zu vielen (nicht allen) Themen eine erste Basis bildeten.

Parallel wurde nach weiteren Archivquellen gesucht. Und entgegen unserer ursprünglichen Einschätzung ergaben sich hier teilweise sehr ergiebige Bestände, etwa im Landesarchiv in Duisburg.²

Im Stadtmuseum hatte sich mittlerweile eine größere Gruppe von Mitarbeitern³ gebildet, die an der Ausarbeitung einzelner Themen interessiert waren. In einer Reihe von Sitzungen fand hier ein ständiger Austausch statt über den inhaltlichen Zuschnitt der einzelnen Beiträge, die jeweilige Quellenlage, die formalen Kriterien der Abfassung und nicht zuletzt über den allgemeinen „Erkenntnisfortschritt“. Externe Literatur wurde besorgt, Quellen und ihr Wert für das Projekt diskutiert, Arbeitsbesuche in verschiedenen Archiven organisiert und dabei das Inhaltsverzeichnis des Werkes ständig aktualisiert. Dabei ergab sich, dass sich

nicht jedes ursprünglich angedachte Thema als tragfähig erwies, auf der anderen Seite aber auch neue, behandelnswerte Aspekte auftauchten.

Bei einzelnen Themen drängte es sich geradezu auf, weiter in die Vergangenheit auszuholen, etwa zu dem in völliger Vergessenheit geratenen Konsum- und Sparverein Düren, der nicht nur – gemeinsam mit dem Kreuzauer und Birkesdorfer Verein – zu den nachweislich ältesten im Rheinland gehört, sondern auch in der Zeit des Ersten Weltkriegs mit seinen über 6000 Mitgliedern wesentlich zur Versorgung der Bevölkerung beitrug.⁴

Sorgen bereitete uns anfangs die Frage der Illustration des Buches. Standen uns bei den „Goldenen Jahren“ noch nahezu unbegrenzte „Vorräte“ zur Verfügung, mussten wir für dieses Projekt konstatieren, dass es so gut wie keine fotografische Dokumentation gab; selbst von dem „Stadt-fotografen“ Robert Opho-

Die Kriegssammlungen.

Ein Nachweis
ihrer Einrichtung und ihres Bestandes
von
Oberstleutnant A. Buddecke

Düren. Leopold-Hoesch-Museum.
Leiter: Direktor Huff.
Sammlung von Kriegserinnerungen: Bücher, Kriegs-
zeitungen, Bilder, Kriegsandenken.

ven war keine zeitgenössische Aufnahme zu finden.⁵ Glücklicherweise konnte dieses Problem auf andere Weise gelöst werden, etwa durch private Sammlungen, die uns zur Verfügung gestellt wurden.

Das war überhaupt eine tolle und sehr beglückende Erfahrung, die wir machen konnten: Was in privaten Haushalten teilweise an Dokumentationen und Erinnerungsstücken vorhanden war, an Fotoalben, Tagebüchern und sonstigen Unterlagen, erwies sich als wesentliche Grundlage für die angestrebte Darstellung des „normalen“ Lebens in jener Zeit. Ohne diese Quellen wäre die „Heimatfront“ zweifellos inhaltlich erheblich ärmer.

1917 gab der Offizier Albert Buddecke ein Verzeichnis der Sammlungen von Erinnerungsstücken an den Ersten Weltkrieg heraus, in dem auch das Dürener Leopold-Hoesch-Museum als Standort einer solchen Sammlung aufgeführt ist. Leider konnte davon keine Spur mehr ermittelt werden.

Organisatorisch bedeutete die Arbeit mit vielen verschiedenen Autoren eine gewisse Herausforderung. Neben den turnusmäßigen Sitzungen im Plenum gab es bei Bedarf Abstimmungsgespräche mit einzelnen Mitarbeitern oder zwischen jenen mit verwandten Themen (etwa zum Komplex Lebensmittelversorgung, der in verschiedenen Kapiteln behandelt wurde), kleinere Gruppen besuchten verschiedene Archive oder recherchierten weitere Quellen. In einem eingerichteten Cloudspeicher wurden digitale Quellen, Textwürfe, Protokolle, Gliederungen und alle relevanten sonstigen Unterlagen für alle zugänglich gesammelt, so dass jeder Mitarbeiter immer auf dem aktuellen Stand der Dinge war.

Schon bald waren die ersten Beiträge nach Auffassung des jeweiligen Bearbeiters „fertig“. Nun begann die teilweise mühsame Arbeit einer fünfköpfigen Endredaktion, der Lisa Haßler, Sarah Höner, Anne Krings, Anita Schoeller und der Verfasser angehörten. Ihre Aufgabe bestand in der Prüfung der Texte auf Orthografie, Tippfehler und sonstige Äußerlichkeiten, vor allem aber auf inhaltliche Stimmigkeit des Beitrags selbst, aber auch im Zusammenhang mit anderen Texten. Nicht selten nämlich waren bestimmte Sachverhalte durchaus unterschiedlich interpretierbar, verschieden zu gewichten, anders zu bewerten. Ob es dieser Endredaktion gelungen ist, das Gesamtwerk „stimmig“ zu gestalten, muss letztendlich der Leser entscheiden.

Ein wesentlicher Aspekt dieser Arbeit war auch die formale Harmonisierung der Beiträge. Das erstreckte sich von der einheitlichen Zitaton von Quellen über

die formale Gestaltung bis zur Formulierung eines Eingangszitats, das wir allen Beiträgen vorangestellt hatten.

Zudem musste eine Auswahl aus aufzunehmenden Quellentexten für den jeweiligen Beitrag getroffen werden, ein Gestaltungsele-

ment, das wir aus den „Goldenen Jahren“ fortführen wollten und das uns in dieser Form in keiner einschlägigen Publikation zu dieser Zeit begegnet ist.

Nach Freigabe durch die Endredaktion konnte dann die technische Fertigung beginnen, d.h., jeder einzelne Beitrag wurde layoutet, mit Illustrationen und entsprechenden Bildunterschriften versehen und dann in dieser Version noch einmal an den jeweiligen Autor und die Endredaktion zur finalen Korrektur übergeben. Zusätzlich unterzog sich Anita Schoeller der undankbaren Arbeit eines „unbarmherzigen“ Korrekto- rats, der noch manche Formulierung in Text und Anmerkungen zum Opfer fiel.

So wuchs Zug um Zug schließlich eine Publikation aus insgesamt 54 Beiträgen, deren Umfang uns letztendlich auch alle etwas überwältigte. Das hätten wir zu Beginn unserer Arbeit nicht im Entferntesten so eingeschätzt. Dadurch war dann auch der ursprünglich einmal angedachte Erscheinungstermin, der 1. August 2018, hundertster Jahrestag des ersten Bombenangriffs auf Düren, nicht einzuhalten.

Frustrierend war bei aller Freude an der inhaltlichen Arbeit die Suche nach finanziellen Unterstützern für das aufwändige Projekt. Sowohl die angesprochenen lokalen wie überregionalen Stiftungen als auch verschiedene sonstige Zuschussgeber winkten ab bzw. gestalteten das Verfahren teilweise so kompliziert, dass man schon an eine bewusste „Zuschussantragsverhinderungsstrategie“ glauben konnte. Lediglich die NRW-Stiftung bewilligte uns nach etlichen Telefonaten und Antrags-schreiben einen Zuschuss.

Gefreut haben wir uns über eine namhafte Spende für das Projekt von Frau Vera Ahlmann, einer Enkelin von Philipp Schoeller jun.

Jetzt ist es an den Lesern in Düren und hoffentlich auch darüber hinaus, unsere Arbeit durch eine umfassende Verbreitung zum Erfolg werden zu lassen.

1 Im Herbst 2014 mussten wir bereits eine zweite, inzwischen ebenfalls vergriffene Auflage drucken.

2 Auch an dieser Stelle sei einmal der hervorragende Service dieser Einrichtung hervorgehoben. Es bestehen nicht nur ausgezeichnete Arbeitsmöglichkeiten vor Ort, auch die Wünsche nach Digitalisierung von Akten werden sehr zuvorkommend und zudem sehr preiswert erfüllt.

3 Aus Gründen der Lesbarkeit verzichte ich aufs Gendern.

4 Hier war es durch freundliches Entgegenkommen des Dürener Amtsgerichts sogar möglich, die ersten beiden Bände des Dürener Genossenschaftsregisters einzusehen. Diese Quelle erster Ordnung muss für die Geschichte der Genossenschaften im Raum Düren noch ausgewertet werden.

5 Die Gründe dafür sind unklar; es war nicht zu ermitteln, ob Ophoven zum Kriegsdienst eingezogen war oder ob es Aufnahmen gab, die später – etwa im Zweiten Weltkrieg – vernichtet wurden. In anderen Städten, z.B. Düsseldorf, waren Fotografen von der Stadt mit einer Dokumentation beauftragt worden.

»In Großer Zeit. Heimatfront
Düren 1914-1918«
3 Bde., zus. 1060 Seiten (keine
Abgabe von Einzelbänden)
zahlr. Abb., 22,0 x 26,5 cm,
fester Einband, 2 Lesebändchen
Inkl. einer CD mit Aufstellung
der verstorbenen Militär- und
Zivilpersonen der Stadt Düren
1914-1918
Hahne & Schloemer Verlag,
Düren 2021
ISBN 978-3-942513-40-1
Preis: 39,95 €



Träume – im Keller verschwunden

Text nach einem Interview,
bearbeitet von ANNE KRINGS

Dieses schlichte Glasgeschirr steht sinnbildhaft für die Geschichte meiner türkischen Schwiegereltern in Düren – und die Geschichte unzähliger „Gastarbeiter“ der ersten Generation in Deutschland. Es berichtet vom Zurückgehen-Wollen, von 50 Jahren Leben auf gepackten Koffern und einem Keller gefüllt von unbenutzten Alltagsgegenständen, die heute niemand mehr braucht.

Meine Schwiegereltern kamen 1969 aus der Türkei nach Düren, wie so viele Landsleute arbeitete mein Schwiegervater im Dürener Ford-Werk. Er und seine Frau wollten nur einige Jahre in Deutschland bleiben, gutes Geld verdienen und bald in die Heimat zurückkehren, so wie alle. Für die ersehnte bessere Zukunft in der Türkei legten sie jeden Pfennig zur Seite. Dann und wann, wenn vielleicht gute Angebote lockten, kauften sie einfache Alltagsgegenstände, die sie eines Tages als Souvenir aus Düren wieder in die Türkei mitnehmen wollten: Geschirr, Handtücher, Servierplatten oder Tischdecken. Die Dinge verschwanden originalverpackt im Keller – für morgen, für die schöne Zukunft in der Türkei. Im Hier und Jetzt gönnte man sich wenig, das Leben in Düren war schließlich nur eine Durchgangsstation. Man sah sich selber als Gast, und Gäste gehen wieder.

Aus heutiger Sicht wissen wir Kinder, dass mit der Einschulung des ersten Kindes 1982 in Düren der Zug in die alte Heimat buchstäblich abgefahren war. Wäre ein Schulwechsel für eines der Kinder gerade verkraftbar gewesen, weil ohnehin ein Wechsel auf eine andere Schulform angestanden hätte, wäre eben jener für das andere Kind zeitlich sehr ungünstig gelegen. Außerdem lief es wirtschaftlich gut, also schob man die innerlich ersehnte Heimkehr weiter und weiter auf. Die Jahre vergingen, der Keller wurde voller und voller. Als beide Kinder Schule und Studium in Deutschland abgeschlossen hatten, mein Schwiegervater nach vierzig Jahren Arbeit im Dürener Ford-Werk im Ruhestand angekommen war, hätten meine Schwiegereltern ihre Zelte in Deutschland abbrechen und zurückkehren können. Die Kinder jedoch wären in Deutschland geblieben. Die Heimat der Eltern ist für sie ein schönes Urlaubsziel, aber kein realistischer Lebensmittelpunkt. Unzählige „Gastarbeiter“ der ersten Generation standen

mit Eintritt in den Ruhestand vor dieser schweren Entscheidung: Bleiben in der Fremde, oder zurückgehen in die Heimat – aber ohne die Kinder. Meine Schwiegereltern entschieden sich dafür zu bleiben, mit einem lachenden und einem weinenden Auge.



2021 ist der Keller in ihrem Haus gerammelt voll mit Dingen für ein besseres Leben in der Türkei, das nie gekommen ist. Die beste Form des Lebens war die ganze Zeit über da. Mein Schwiegervater möchte uns die Sachen aus dem Keller regelmäßig schenken. Wir lehnen regelmäßig dankend ab, denn wir haben längst alles, was wir brauchen. Und wenn, würden wir uns moderne Sachen kaufen. Und so ruhen unzählige unbenutzte Zeugen eines Lebens auf gepackten Koffern originalverpackt in einem Keller in Düren – und vielleicht in unzähligen Kellern in Deutschland.

Ein Hauch von Melancholie schwingt mit, wenn mein Mann sich von diesen Dingen als Erinnerung an die Jahrzehnte innerer Zerrissenheit seiner Eltern nicht trennen möchte – und sie in unserem Keller lagert.

Bernsteinfarbenes Glasgeschirr,
Düren 1970er Jahre / Foto: Tom
Bursinsky
Leihgabe aus Düren, anonym

Diese und andere Geschichten rund um das Thema Migration nach Düren sind ab dem 5. September im Stadtmuseum in der Ausstellung **„In Düren zu Hause. Migrationsgeschichte(n) und kulturelle Vielfalt“** zu sehen.

Stadtrundgänge und Führungen

von Geschichtswerkstatt und Stadtmuseum Düren

„Rundgang durch Süd-Düren“

Vom Muttergotteshäuschen geht der Rundgang über die Eberhard-Hoesch-Straße und Düppelstraße zur früheren Riemann-Kaserne im Bereich der heutigen Feuerwehr. Von der August-Bebel-Straße her durchqueren wir das Agnes-Viertel bis zur Wohnstätte für Mehrfach-Behinderte in der Roncallistraße. Informiert wird hier über die ehemalige Brauerei Sturm und die Mehrgenerationen-Wohnsiedlung (Co-housing-Projekt) im Pym-Park.

Nächstes Ziel ist die Josef-Kirche, bevor es dann über die Burgauer-Allee und Karl-Arnold-Straße durch das Gebiet der ehemaligen „Schweizer Siedlung“ geht, heute bebaut mit Einfamilienhäusern und drei Schulen.

Die nächsten Ziele sind das Berufsförderungswerk und „Gut Weyern“ bevor es über den Fuchsberg vorbei am Gelände des „Elefantenklos“ und der Panzerkaserne zurück zum Muttergotteshäuschen geht.

Leitung: Hartmut Böllert

Termin: **Samstag, 24. April 2021, 14 Uhr**

Treffpunkt: Muttergotteshäuschen, Zülpi-cher Straße

Die Veranstaltung wird in Kooperation mit der VHS Rur-Eifel durchgeführt.

„Der neue Friedhof am Ende der Friedenstraße“

Die Stadt Düren erwarb 1894 „25 Morgen Land im Roßfeld“ im Osten der Stadt für den neuen „Zentralfriedhof“. Seit 1903 wird hier beerdigt, also seit mehr als einem Jahrhundert. An diesem Samstag wird Barbara Simons-Buttler mit den Teilnehmenden wichtige Teile des Friedhofs aufsuchen und viel Wissenswertes erzählen: Die Gräber und Gedenkstätten der Weltkriege mit den Toten des 16. November 1944 werden aufgesucht, ebenso Gräber mit Halbmond von marokkanischen Soldaten der französischen Besatzung nach dem Ersten Weltkrieg, Grabanlagen von Dürener Ordensgemeinschaften und katholischen Pfarrern, bekannten Dürener Bürgerinnen und Bürgern, eine Grabanlage für frühgeborene Kinder und ein Platz für anonym beerdigte Menschen. Auch das seit einigen Jahren existierende muslimische Gräberfeld wird Teil des Rundgangs sein. Der Rundgang dauert ca. 2h.

Leitung: Barbara Simons-Buttler

Termin: **Samstag, 15. Mai 2021, 14 Uhr**

Treffpunkt: Rondell am Friedhofseingang

Die Veranstaltung wird in Kooperation mit der VHS Rur-Eifel durchgeführt.

„Stolpersteine in Düren“

Seit 1990 hat der Kölner Künstler Gunter Demnig in Deutschland und im europäischen Ausland etwa 75.000 Stolpersteine zur Erinnerung an Opfer des NS-Regimes vor deren früheren Häusern verlegt. Auf den kleinen Messingtafeln bekommen die Opfer ihren Namen wieder. Ihre Identität und ihr Schicksal, soweit bekannt, werden ablesbar.

In Düren wurden – organisiert durch die Initiative „Stolpersteine in Düren“ – zwischen 2005 und 2008 bei fünf Besuchen von Demnig mehr als 60 Stolpersteine verlegt. 2011 und 2017 wurden noch einmal 15 Stolpersteine im Westen und Norden der Stadt verlegt.

Bei diesem Rundgang werden etwa 15 Stellen im engeren Stadtgebiet aufgesucht, wo bis in die NS-Zeit jüdische Familien wohnten. Durch die Namen und Daten auf den Stolpersteinen werden deren Identitäten ablesbar. Fotos aus der damaligen Zeit illustrieren die Berichte. Der Rundgang dauert ca. 2h.

Leitung: Ludger Dowe

Termin: **Samstag, 19. Juni 2021, 14 Uhr**

Treffpunkt: Gutenbergstr.16, am Lange-marckpark/Nähe Bahnhof.

Die Veranstaltung wird in Kooperation mit der VHS Rur-Eifel durchgeführt.

Die Veranstaltungen stehen unter dem Vorbehalt der Entwicklung der lokalen Indizien.

Anmeldung

Das Teilnahmeentgelt in Höhe von 5,- (Jugendliche frei) wird am Treffpunkt kassiert!

Zu allen Exkursionen ist eine Anmeldung bis eine Woche vor dem jeweiligen Termin erwünscht an

Stadtmuseum Düren, Arnoldsweilerstr. 38, Tel. DN 1215925, oder per E-Mail: info@stadtmuseumdueren.de

Hinter den Kulissen weiter fleißig gearbeitet

Von ANNE KRINGS

Seit November 2020 sind unsere Türen für Besucher zwar leider wieder verschlossen, hinter den Kulissen wird aber fleißig weitergearbeitet.

Für unser großes Forschungsprojekt zum Thema Migration nach Düren werden erste Ausstellungs- und Audiotexte geschrieben, Fördermittelgeber angesprochen und Ausstellungsobjekte zusammengesucht. Unser eifriges Recherche-Team wälzt still und leise im Hintergrund stolze 50 Jahrgänge an Zeitungsbanden, um Fakten rund um die Zuwande-

virtuellen Rekonstruktion ausgewählter Plätze in der Dürener Innenstadt werden nicht nur historische Infos mit Hinweisen auf die frühere Gestaltung dieser sogenannten Hotspots zusammengesucht. Auch Geschichten rund um Düren werden für spielerische Virtual-Reality-Anwendungen geschrieben und passende Charaktere gesucht. Spannend und herausfordernd ist die Tatsache, dass wir kein deutsches Museum benennen können, an dem wir uns inhaltlich orientieren können – wir dürfen selber Pionierarbeit leisten.

Links: Heiner Hilger bei der Zeitungsrecherche für das Migrationsprojekt

Starke Hände installieren den Mühlstein am Museumseingang



rung nach Düren durch die Jahrzehnte zu ermitteln. Parallel befragen wir immer wieder Dürener Bürger nach ihren Migrationsgeschichten, um das historische Gerippe mit Leben zu füllen. Am 5. September 2021 soll die Ausstellung eröffnet werden.

Ebenfalls eifrig beschäftigt sind wir mit dem Digitalprojekt „Düren 1634 – Von der Vergangenheit bis weit in die Zukunft“. Zur

Im Oktober 2020 gestalteten fleißige Helfer um Rolf Terkatz und Dieter Fücker den Außenbereich des Nebeneingangs um und tauschten Gebüsch gegen Mühlstein. Die Replik eines runden Mühlsteins ruht seitdem in einem strahlenden Kiesbett und erinnert an die reiche Geschichte der Dürener Mühlen entlang der Teiche. Eine Informationstafel wird folgen. Schenker des Mühlsteins war Helmut Stein aus Ellen. Die Erforschung der Dürener Mühlenteiche ist eines jener Projekte, das im Stadtmuseum vorangetrieben wird.

Sarah Höner beim Aufbau der Ausstellung „Von Brauern und Wirten“



Ende Oktober letzten Jahres eröffnete unsere kleine Sonderausstellung „Von Brauern und Wirten – Dürener Biergeschichte(n)“. Genau einen Sonntag lang durften sich die Dürener daran erfreuen, bis der 2. Lockdown unser Museum einholte. Die Ausstellung zeichnet die belebte Geschichte Dürener Wirtschaftshäuser





Fast wie beim guten alten „Max“: Blick in die Ausstellung „Von Brauern und Wirten“

und Herbergen vom 19. Jahrhundert bis in die Nachkriegszeit nach. Neben der versiegten Geschichte lokaler Brauereien erzählt sie von alteingesessenen und verschwundenen Traditionshäusern sowie von zahlreichen Kuriositäten, die sich in den Häusern ereigneten. Vielfältige Leihgaben Dürener Bürger runden die Schau ab. Interessenten haben im weiteren Jahr 2021 noch genügend Zeit, um die Ausstellung in Ruhe zu besuchen.

Angebot in der VHS-Entdeckerwoche: Fertigen von Stickbildern in Holzrahmen

In den Herbstferien 2020 konnten wir das letzte Zeitfenster abpassen, um Gruppen von Kindern zum Ferienprogramm zu begrüßen. Jetzt vermissen wir sie wieder kläglich! Im Rahmen der VHS-Entdeckerwoche kamen zunächst junge Bäckerinnen und Bäcker zu uns, um gemeinsam mit unseren Helfern die rheinische St. Martinstradition des Weckmannbackens aufleben zu lassen. Jedes Kind hätte einen Weckmann mit nach Hause nehmen dürfen, die meisten wurden jedoch an Ort und Stelle verspeist. Tags darauf folgten die kreativen Köpfe, welche wie



Um den Jahreswechsel besuchte uns zweimal das WDR-Studio Aachen und berichtete ausgiebig über einen Dürener Rosenkranz, der nach März 1945 als Kriegssouvenir in die USA gelangt und nun wieder in seine Heimat zu-

Corona-Sammlung

Verfügen Sie über Objekte oder Schriftstücke, welche die Corona-Pandemie dokumentieren? Ein Einladungsschreiben zum Impfen, Unterlagen rund um einen Corona-Test o.ä.? Wir möchten diesen Teil unserer Stadtgeschichte für die Nachwelt gezielt sammeln und sind für Ihre Hilfe dankbar! Melden Sie sich gerne unter info@stadtmuseumdueren.de oder unter **02421 121 59 25**, wenn Sie einen kleinen Beitrag zu unserer Corona-Sammlung leisten können.





rückgekehrt war. Ein US-Militärgeistlicher hatte im zerbombten Düren einen Rosenkranz des Elisabethinnen-Ordens erhalten. Diesen verschenkte er in den USA an eine gläubige Katholikin, die bis zu ihrem Tod regelmäßig damit betete. Auf ihren Wunsch hin sorgte der Ehemann nach ihrem Tod für die Rückkehr des Rosenkranzes nach Düren. Über eine Kontaktperson gelangte die Gebetskette vor Weihnachten ins Stadtmuseum, wo diese seitdem in einer Vitrine im Gedenkraum zum Bombenangriff ruht. Schwestern des Aachener Elisabethinnen-Ordens sahen den entsprechenden Bericht im WDR-Fernsehen, erkannten den Rosenkranz und kamen mit einer zweiköpfigen Delegation in unser Haus, um das alte Stück zu bewundern. Der WDR begleitete dieses spannende Treffen. Heraus kamen zwei bewegende kurze Filme, ein schöner Kontakt nach Aachen und eine Vereinbarung mit den Schwestern zu einer Museumsführung nach Corona-Zeiten.

Fans des Geocaching kommen bei unserem neuen Rundgang durch Nord-Düren auf ihre Kosten. Diese Tour leitet sie in einem rund zweistündigen Spaziergang durch den Stadtteil „henge de Bahn“. In kleinen Rätseln und Suchaktionen vermittelt sie spielerisch Geschichte(n) aus dem Viertel und lenkt den Blick auf große und kleine Details entlang des Wegesrandes. Um Ostern soll übrigens eine



neue Geocaching-Tour entlang der Dürener Stadtmauer erscheinen. Diese wurde gemeinsam mit Schülern der Stadtmauer-AG des Städtischen Gymnasiums erarbeitet und wie alle Touren von unserem fleißigen Bufdi Leon Schall in Form gegossen.

Nicht alles fällt der Pandemie zum Opfer: Seit Februar dieses Jahres kommen die Ahnenforscher zu ihrem Monatstreff auf virtueller Ebene zusammen. 20 Teilnehmer drängten bei der ersten Veranstaltung dieser Art in den virtuellen Meeting-Raum. Man hielt sich auf dem Laufenden, was sich seit dem letzten Jahr in der persönlichen Ahnenforschung getan hat. Einhellig wurde beschlossen, diese Form der Kommunikation während der Pandemie fortzuführen, solange ein persönliches Treffen vor Ort im Stadtmuseum für die überwiegend älteren Teilnehmer nicht ratsam ist.

Ebenfalls im Februar – einem ansonsten sehr ruhigen Karnevalsfreitag – besuchte uns Dietrich Meier von Radio Rur, um dem Stadtmuseum Düren den diesjährigen Sessionsorden zu verleihen, stellvertretend für alle Kultureinrichtungen Dürens, die von den Auswirkungen der Corona-Pandemie und des andauernden Lockdowns betroffen waren und als „Mahnmal“ für diese besonderen Zeiten. Wir haben uns sehr über diese Geste gefreut und den Orden gleich in unsere neue „Corona-Sammlung“ aufgenommen. Darin sammeln wir Objekte und Dokumente aus der Corona-Zeit, um sie für die Nachwelt zu erhalten, denn schließlich wird auch dies in Zukunft einmal Stadtgeschichte sein.

Schließlich beehrte uns der neue Bürgermeister Frank Peter Ullrich am 8. März 2021 mit einem Besuch zum Kennenlernen im Stadtmuseum. Knapp zwei Stunden Zeit nahm er sich, um das Haus vom Keller bis zum Obergeschoss zu begehen und sich über die aktuelle und zukünftige Arbeit des Vereins zu informieren. Zum Abschluss des Besuchs nahm er als Begrüßungsgeschenk einen Band der druckfrisch erschienenen Publikation „In großer Zeit. Heimatfront Düren 1914-1918“ entgegen. Wir freuen uns auf eine gute Zusammenarbeit!


Die WDR-Lokalzeit Aachen berichtete über den Besuch der Elisabethinnen



Der diesjährige Sessionsorden von Radio Rur zielt jetzt unsere Corona-Sammlung

Bernd Hahne konnte Bürgermeister Frank Peter Ullrich ein druckfrisches Exemplar von „In großer Zeit“ überreichen.





Echt
umweltbewusst
mit grünen Strom-
und Gasstarifen

UMDENKEN

Es gibt nur eine Zukunft.

Nicht nur die Welt wandelt sich, sondern auch die SWD. So sind wir heute längst kein reiner Energieversorger mehr, sondern haben uns zu einem modernen Energiedienstleister weiterentwickelt. Unser Motto: Umdenken. Mit innovativen Wärme-, Photovoltaik- und E-Mobilitäts-Lösungen legen wir den Grundstein für die Zukunft. Wir planen und realisieren exakt nach den Wünschen unserer Kunden. Natürlich mit 100 % Grünstrom und klimaneutralem Gas. Das schont die Umwelt und spart Geld.

www.stadtwerke-dueren.de


SWD
Für Dich. Für Düren.